Band 889 ● 2.20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Robot-Vampir

Band 889 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18

Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Der Robot-Vampir

John Sinclair Nr. 889

von Jason Dark

erschienen am 18.07.1995

Titelbild von Joe und Vito de Vito

Sinclair Crew

Der Robot-Vampir

Die Katze spürte, daß etwas nicht stimmte. Sie hatte zunächst gefaucht, war anschließend davongehuscht und hatte Schutz zwischen den kahlen Zweigen eines winterlichen Gestrüpps gefunden. Dort hockte sie, beobachtete, witterte und lauschte.

Die Katze kannte die Geräusche der Nacht. Sie war ein streunendes Tier in den Parks der großen Stadt und entwischte den zweibeinigen Häschern ebenso wie den vierbeinigen, aber in dieser Nacht war etwas unterwegs, das das Tier nicht einordnen konnte.

Kein Zwei- und auch kein Vierbeiner.

Etwas anderes.

Ihr Fell sträubte sich. Die Barthaare zitterten stark. Sie hätte sich wohl tiefer verkrochen, aber dieser Platz war dafür nicht geeignet. Ihr Körper verschmolz mit der Dunkelheit, als sich das Unbekannte näherte.

Das fremde Wesen war tödlich, suchte nach Beute und befand sich bereits in unmittelbarer Nähe.

Die Katze verhielt sich nicht still. Sie fauchte, die erste Warnung gegen den Feind.

Er blieb.

Plötzlich zitterte sie. Der Schwanz schlug hektisch über den Boden. Der Instinkt riet dem Tier zur Flucht.

Und es schnellte aus der Deckung hervor.

In diesem Moment war der Schatten da. Etwas löste sich aus ihm. Eine Klaue fuhr nach unten. Sie war blitzschnell, und sie griff ebenso schnell zu.

Die Katze hatte keine Chance.

Die harte Klaue umklammerte ihren Körper, riß ihn hoch. Das Tier schlug mit seinen Pfoten um sich. Es hatte die Krallen ausgefahren, die auch ein Ziel fanden, aber sie glitten darüber hinweg, als bestünde es aus poliertem Holz oder Stahl.

Die Klaue hielt das Tier weiterhin fest. Sie verstärkte den Druck noch, und sie preßte den Körper zusammen.

Ein jämmerliches Schreien und Miauen durchwehte die unmittelbare Umgebung des Gestrüpps. Aus der Höhe tropfte das Blut zu Boden und bildete dort große Flecken. Der Unheimliche zog sich mit seiner Beute zurück. An einem Baumstamm hockte er sich hin. Dort beschäftigte er sich mit dem Tier auf seine Art und Weise.

Zu hören waren nur Schmatzen und Schlürfen…

***

Gelb war der Jogginganzug, rot der um den Hals geschlungene Schal. Rot schimmerte auch das Stirnband, das die blonden Locken zusammenhielt, und die Füße steckten in sehr teuren, gelenkfreundlichen und gut gefederten Schuhen, in denen man locker laufen konnte und kaum ermüdete.

Das jedenfalls versprach die Werbung.

Britt Owens hatte sich darauf eingelassen, denn sie gehörte zu den jungen Frauen, die im Trend lagen. Sie joggte, sie ging ins Fitneß-Center, sie betrieb Jazzdance; sie ernährte sich so, wie es die entsprechenden Zeitschriften vorschrieben, denn sie wollte einfach immer gut drauf sein.

Das klappte nicht hundertprozentig, denn die Seele und die Gefühle ließen sich nicht durch Müsli steuern, aber Britt glaubte daran und ließ sich davon auch nicht abbringen. Mit dem Joggen hatte sie

begonnen, und sie würde es auch nie aufgeben, denn die Methoden in den Fitneß-Clubs wechselten oft, sie waren einfach zu stark irgendwelchen Modeströmungen unterworfen, was man vom normalen Joggen nicht behaupten konnte. Und deshalb blieb sie auch dabei. Jogging machte außerdem Spaß. Mal joggte sie am Abend, dann entschied sie sich für den Morgen. Es kam darauf an, wie sie sich fühlte und wie das Wetter war. An diesem Tag hatte sie sich für den Abend entschieden, obwohl es schon recht spät, nach neunzehn Uhr, war. Sie hatte allerdings nach Büroschluß noch Weihnachtseinkäufe tätigen müssen. Nicht viel, eine Kleinigkeit für ihre Eltern und ihren jüngeren Bruder.

Das mußte zu Weihnachten reichen. Für Britt war das Fest der Tag der gegenseitigen Erpressung, und sie verspürte keine große Lust, diesen Zauber exzessiv mitzumachen.

Der Park war dunkel, abgesehen von einigen Wegen, die im Schein der Laternen lagen und gerade deswegen von Joggern und Joggerinnen frequentiert wurden.

Die Zahl der Jogger richtete sich nach der Jahreszeit und dem Wetter. War es schlecht oder zu kalt, liefen weniger durch den Park. Herbst und Frühling brachten dann den Hochbetrieb, und der Winter präsentierte sich oft mit seiner traurig gemachten Landschaft, denn da überkam Britt Owens stets das Gefühl, von starren Gespenstern umgeben zu sein und nicht von irgendwelchen Bäumen.

Egal, da mußte sie durch.

Nur keine große Runde. Sie hatte sich für die kleine entschieden, und sie war froh, daß es nicht regnete. Das Wetter war in den letzten Tagen schlecht gewesen, zu warm, zu regnerisch, aber jetzt hatte es sich gedreht.

Es regnete nicht mehr, dafür war der Boden gefroren, aber schon in der folgenden Nacht sollte es wieder wärmer werden, dann fiel Regen auf den gefrorenen Boden, so daß sich Glatteis bildete.

Darüber dachte Britt nach, als sie lief. Sehr langsam am Anfang. Sie fühlte sich noch steif. Sie mußte ihre Muskeln erst einölen, wie sie, immer sagte, und sie trat auch zunächst auf der Stelle. Um sie herum standen Eisbänke, die um diese Jahreszeit leer waren. Nicht weit entfernt sah sie einen kleinen Teich, dessen Oberfläche sich nicht bewegte, weil das Wasser zu Eis geworden war.

Andere Jogger hatte sie ebenfalls gesehen. Viele kannten sich, grüßten sich, sprachen mal einige Sätze miteinander, um anschließend ihrer einsamen Beschäftigung nachzugehen.

»Hi, Britt!«

Als sie die Frauenstimme hörte, drehte sich die blonde Frau um.

»Glenda, du?«

»Wie du siehst.«

»Das ist aber eine Überraschung.« Britt stoppte ihre Geh-Gymnastik und stemmte die Arme in die Hüften. Sie war noch nicht außer Atem, im Gegensatz zu Glenda Perkins, die bereits eine Runde hinter sich hatte, und diese entgegengesetzt zu Britt lief.

Die dunkelhaarige Glenda pustete. Ihr Anzug leuchtete wie frisch gefallener Schnee. An den Seiten hatte er rote Streifen. Auch Glenda trug ein Stirnband, und ein Handtuch hatte sie um ihren Hals gehängt. »Es wurde mal wieder Zeit.«

»Stimmt, du bist lange nicht gelaufen. Zumindest habe ich dich lange nicht gesehen.«

»Zuviel zu tun.«

Britt lachte. »Hast du inzwischen viele Schurken und Verbrecher gefangen?« Sie wußte von Glendas Job.

»Ich nicht.«

»Und jetzt?«

»Habe ich mir Zeit genommen.«

»Laufen wir zusammen?«

»Gern, aber…«, Glenda hob die Schultern. »Ich habe schon eine Runde hinter mir. Du wirst wahrscheinlich zu schnell für mich sein, denke ich.«

»Hör auf.«

»Doch, Britt. Du bist besser in Form.« Sie fuhr durch ihr Haar. »Wie viele Runden hast du dir denn für heute vorgenommen?«

»Zwei sollen es mindestens werden.«

»Und nach der ersten kommst du wieder hier vorbei?«

»Das ist richtig.«

»Okay, dann warte ich.« Glenda schob sich einen Kaugummi in den Mund. »Danach laufen wir die andere Runde gemeinsam. Ist dir das recht?«

»Immer.«

»Wie lange?«

»Zehn Minuten, wenn ich mich beeile.«

Glenda lächelte. »Was hältst du von einer Viertelstunde. Du brauchst dich nicht zu erschöpfen.«

»Alles klar, mach ich. Bis gleich.« Britt Owens hob den Arm und winkte. Dann lief sie los.

Glenda aber wollte auch nicht stehenbleiben. Sie bewegte sich, sie vollführte Trimmbewegungen, und sie war froh, daß auch in ihrer Umgebung die Laternen ihr kaltes Licht abgeben, denn sonst wäre es doch sehr einsam und düster gewesen.

Inzwischen hatte Britt Owens bereits einen Teil der Strecke zurückgelegt. Sie kannte ihren Parcours auswendig und wußte genau, wann sie mehr und wann sie weniger Kraft einsetzen mußte.

Zunächst ging es leicht bergab. Der Weg schlängelte sich auf das Ufer

eines kleinen Teichs zu, lief an ihm entlang, bevor er nach rechts abbog und wieder bergauf führte, wo die Wege breiter waren und vom Licht der Laternen beschienen wurden.

Britt hätte die Strecke auch mit verbundenen Augen laufen können, das glaubte sie, doch sie riskierte es lieber nicht, denn irgendwelche Tücken tauchten immer wieder auf. Sei es weggeworfener Müll, irgendwelche Äste, Zweige oder nur glatte Blätter, auf denen man ausrutschen konnte.

Manchmal hausten hier auch die Mitglieder von Jugendbanden wie die Vandalen, ohne ihren Dreck wegzuräumen.

Das Joggen hatte für Britt Owens noch einen großen Vorteil. Nicht nur, daß ihr Körper und die Muskulatur geschmeidig wurden, es reinigte auch ihre Gedanken. Sie konnte über sich selbst nachdenken, über die folgenden Tage, über ihren Job, die Beziehungen zu anderen Menschen und überhaupt über das Leben.

Beim Joggen waren ihr oft tolle Dinge eingefallen, und auch ein negativ verlaufener Tag hatte schließlich noch einen positiven Abschluß gefunden.

An eine Gefahr hatte sie dabei nie direkt gedacht. Natürlich stand immer wieder mal zu lesen, daß Jogger oder Joggerinnen überfallen worden waren, aber nicht an sehr hellen Stellen und auch dann nicht, wenn relativ viel Betrieb herrschte.

An diesem Abend waren nur wenige Jogger unterwegs. Die eisernen Läufer, die sich auch durch einen Kälteschock nicht von ihrem Sport abhalten ließen.

Die Temperatur war gegen Abend wieder gefallen, der Frost hatte sich verstärkt und dafür gesorgt, daß die kahlen Bäume einen silbrigen Schimmer aus Rauhreif bekamen.

Der Atem kondensierte vor Britts Lippen, und sie hatte das Gefühl, ihn immer einholen zu müssen, wenn sie lief, was ihr aber nie gelang.

Am Ufer des kleinen Teichs gab es Stellen, die noch nicht zugefroren waren. Dort hatten Vögel Schutz gesucht, auch unter den tiefwachsenden Zweigen der Bäume. Die Enten warteten auf besseres Wetter, das aber würde noch dauern. Ein langer Winter lag vor Mensch und Tier. Wenn er so kalt wurde wie der letzte Sommer heiß, dann machte er keinen Spaß.

Britt verließ die Nähe des Sees. Sie lief eine breite und flach ansteigende Böschung hoch, um wenig später den normalen Spazierweg zu erreichen. Die Lichtinseln der Laternen schienen sie zu erwarten.

Für einen Moment zögerte sie und geriet etwas aus dem Laufrhythmus, denn sie wunderte sich darüber, wie allein sie auf der Strecke war. Nur weiter vorn kam ihr ein Mann entgegen, von dessen Gesicht kaum etwas zu sehen war, weil der Bart sich darin verteilte

wie dickes Gestrüpp.

Britt kannte ihn, nannte ihn immer nur Nikolaus, denn den richtigen Namen wußte sie nicht. Beide grüßten sich durch das Heben der Hände, als sie aneinander vorbeiliefen.

Britt Owens schaute nach vorn. Der Weg führte hinter der nächsten Laterne in eine Linkskurve. Auf dem Boden lagen noch die Blätter vom letzten Sturm. Auch sie waren mit einer hellen Schicht überzogen und machten die Unterlage glatt. Trotz ihrer guten Sohlen hütete sich die Läuferin, über diesen Teppich hinwegzulaufen, denn einen Sturz wollte sie nicht riskieren.

Sie lief zwar, aber sie kam sich vor, als würde sie einfach nur federn. Es lag an der Polsterung ihrer Joggingschuhe, die wirklich zu dem Besten gehörte, was der Markt zu bieten hatte.

Die Laterne tauchte auf. Ein Lichtfleck auf der Erde. Dann die Kurve. Britt lief hinein.

Locker, leicht und…

Da hörte sie das Knurren.

Es war ein Geräusch, auf das sie zuerst nicht achtete, außerdem klang es weit entfernt, aber das Gehirn und auch ihr Gehör hatten es trotzdem registriert, und die Angst des Joggers vor einem Hund brandete in ihr hoch. Hunde mußten an der Leine geführt werden, aber daran hielten sich nicht alle Besitzer.

Sie war zwar von keinem Hund angefallen worden, aber sie kannte Menschen, denen dieses Schicksal widerfahren war.

Sie schaute sich um. Der Rhythmus ihrer Bewegungen veränderte sich, aber es war nichts zu sehen, und so fand sie schnell ihren normalen Lauftakt wieder.

Tiefer hinein in den Park. Auch schneller laufen, denn sie wollte Glenda Perkins nicht so lange warten lassen. Britt atmete heftig, sie keuchte, sie kämpfte sich voran. Längst schwitzte sie unter dem Anzug, und der Schweiß war auch in ihr Stirnband gesickert. Er rann an den Wangen entlang, dem Kinn, erreichte ihren Hals und wurde vom Kragen aufgefangen.

Es war alles normal, es war alles…

Bis auf den Schatten!

Links von ihr bewegte er sich. Genau dort, wo Büsche einen kleinen Wall bildeten. Hier wuchs auch keine Laterne hoch, es war düster und schattig.

War da jemand?

Sie schaute hin!

Der Schatten blieb. Er mußte sich jenseits der Büsche bewegen, und er hatte sich voll und ganz auf sie eingestellt, denn er lief weder schneller noch langsamer und konnte so mit der Frau auf einer Höhe bleiben.

Sie glaubte nicht daran, daß es ein Jogger-Kollege war. Dahinter mußte sich jemand anderer verbergen, jemand, der etwas zu verbergen hatte, sonst hätte er ja den normalen Weg nehmen können.

Das tat er nicht.

Und er blieb.

Immer öfter schaute sie nach links. Ihr Herz schlug unregelmäßig. Es lag an der Furcht, die in ihr steckte, die zu einer heißen Woge geworden war und sich gegen die Kälte anstemmte.

Wer war da?

Sie lief weiter. Nur nicht stehenbleiben. Wenn sie das tat, gab sie dem anderen eine Chance, sie zu überfallen, und das wäre wirklich fatal gewesen.

Also weiterlaufen.

Und der Schatten war weg.

Sie lachte auf, hustete, sah das Licht der nächsten Laterne, aber keinen anderen Jogger. Dennoch freute sie sich über die Helligkeit, denn Licht gibt jedem Menschen Sicherheit.

Schneller als normal lief sie darauf zu. Dahinter würde es besser gehen, da war es dann nicht mehr zu weit bis zu dem Platz, wo Glenda Perkins auf sie wartete. Zu zweit würden sie die Runde dann noch einmal unter die Füße nehmen.

Das Licht lockte. Sie lief noch schneller, dabei hatte sich Britt auf den gelben Fleck am Boden konzentriert und mußte sehen, daß sich plötzlich jemand löste.

Eine Gestalt huschte aus dem Licht und aus dem Schatten hervor. Sie war für die einsame Joggerin nicht zu fassen oder zu begreifen. Sie war einfach anders. Sie sah aus wie ein Mensch, aber sie war in dem Sinne kein Mensch mehr, da war eine Gestalt aus… aus…

Ihr fiel kein Vergleich ein, und sie war auch schon zu nahe an dieser Person. Ein blanker Kopf, ein blankes Gesicht, anzusehen wie ein stählerner Schatten. Dazu Augen wie Löcher, in denen ein kaltes, gelbes Licht schimmerte.

Wie ein Roboter!

Es war der letzte Gedanke, der durch Britts Kopf schoß. Er war wie ein Schrei, ein verzweifelter Ruf nach Hilfe, bevor sie in die Falle des Monstrums lief.

Er packte sie.

Nein, das war keine Hand. Das war eine Kralle, hart wie Stahl, einfach grauenhaft. Sie spürte den Druck der Finger an ihrer Schulter. Der Stoff des Anzugs hielt nichts mehr ab. Haut riß auf. Aus den Wunden quoll Blut, dann wuchtete sie das Untier herum, sie kam vom Weg, wurde neben dem Pfosten der Laterne vorbeigeschleudert und landete auf dem hart gefrorenen Boden, wobei sie zuvor noch die starren Zweige einiger Büsche durchbrochen hatte.

Das Gelände war etwas abschüssig. Durch den Schwung rollte sie mehrmals um die eigene Achse und blieb anschließend in einer mit frosthartem Laub gefüllten Mulde liegen.

Sie wälzte sich auf den Rücken. Laub, zuvor von ihr hochgewirbelt, tanzte vor ihren Augen. Dahinter sah sie die mörderische Gestalt, den blanken Kopf, das furchtbare Gesicht, das zu diesem Zeitpunkt nur mehr aus einem Maul bestand, denn so weit war der Mund geöffnet.

Aus einem Maul und aus Reißzähnen.

Sie schrie, als der Unheimliche auf sie zufiel, um dann ihren Schrei brutal zu ersticken…

***

Glenda Perkins schaute auf die Uhr. Nicht nur einmal, immer öfter. Sie wartete, obwohl sie wußte, daß Britt Owens Zeit brauchen würde, um ihre Tour zu laufen, kam ihr diese Zeit doch mehr als lang vor. Es war immer so, wenn man auf jemand wartete, da bildete auch Glenda keine Ausnahme.

Um nicht einzufrieren, bewegte sie sich. Sie lief einige Kreise. Zweimal grüßten sie andere Jogger, die aber nicht denselben Weg liefen wie Britt.

Der frostige Tag und der ebenfalls kalte Abend hatte auch einen klaren Himmel hervorgebracht. Er wölbte sich über London wie eine gestrichene Glasplatte. Sie sah das Funkeln der Sterne, sie entdeckte auch einen fast vollen Mond, der wie das Auge eines Riesen auf die Welt der Menschen hinabschaute, um zu beobachten, ob dort alles in Ordnung war. Die Welt war nicht Ordnung, die Welt war ebenso schlecht oder so gut wie die Menschen, die auf ihr wohnten. Das wußte besonders Glenda Perkins, die dank ihres Jobs tagtäglich mit dem Schrecken konfrontiert wurde.

Ihr fiel ein, daß es nicht mal mehr vierzehn Tage bis zum Weihnachtsfest war. Dann würden die Menschen für ein paar Tage wieder so tun, als wäre alles in Ordnung, als gäbe es in Europa keine Bruderkriege, als gäbe es keine Kindersterblichkeit und kein Elend. Dann war alles anders.

Aber das dicke Ende kam nach. So war es bisher immer gewesen, und so würde es auch bleiben.

Sensible Menschen konnten daran verzweifeln. Glenda gehörte zu ihnen, doch sie hatte es geschafft, sich ein dickes Fell zuzulegen, sonst wäre sie darüber noch verrückt geworden.

Aber sie machte ja auch mit. Sie war selbst ein Teil des Kreislaufs, der vor dem Fest in Gang gesetzt wurde. Auch sie hatte sich in den vorweihnachtlichen Trubel gestürzt, wieder Geschenke gekauft, obwohl sie es sich im Vorjahr ganz fest vorgenommen hatte, es im nächsten Jahr nicht zu tun.

Das hatte sie allerdings noch nie geschafft, und nun würde wieder alles so ablaufen wie immer.

Der Blick auf die Uhr.

Sie runzelte die Stirn. Mehr als die Hälfte der Strecke mußte Britt hinter sich haben. Es würde nicht mehr lange dauern, dann tauchte sie an der linken Seite auf und…

Sie hörte den Schrei!

Ja, es war ein Schrei.

Einmal nur, aber gellend, angsterfüllt und zugleich überschrill. Der Schrei einer Frau, und sofort dachte sie an Britt Owens, denn eine andere Frau hatte sie nicht gesehen.

Britt war in Gefahr! Britt war überfallen worden. Niedergerissen von irgendwelchen Typen, die sie womöglich vergewaltigen wollten: Glenda hatte genug darüber gehört und gelesen.

Einen Schrei hatte sie gehört. Wiederholte er sich? Sie stand da, lauschte und hatte für die übrigen Geräusche in ihrer Umgebung kein Ohr mehr. Der Schrei wiederholte sich nicht. Er war einmalig gewesen und auch endgültig? Glenda war sich nicht sicher. Sie fühlte sich in einer geistigen Klemme. Sie wußte nicht, was da noch laufen sollte, und ihr war klar, daß sie etwas tun mußte, aber sie hatte nicht den Drive, es anzufangen.

Diese Klemme…

Verdammt noch mal! Ihr Kopf schmerzte plötzlich. Der Körper zitterte. Die Kälte trug daran bestimmt nicht die Hauptschuld. Es war etwas anderes, ein schlimmes Gefühl, das sie sich nicht eingestehen wollte. Sie hatte versagt, sie hatte grausam versagt. Ihr war der Boden unter den Füßen weggezogen worden. Sie fühlte sich plötzlich schuldig, nicht sofort losgerannt zu sein. Sie hätte es tun müssen, statt dessen stand sie hier und wartete.

Auf was?

Auf einen zweiten Schrei?

Nein.

Die Angst drückte ihre Seele zusammen. Glenda hob den Kopf und schaute nach vorn. Dabei genau in die Richtung, aus der sie den Schrei gehört hatte. Es war längst vorbei, noch immer glaubte sie, daß es in der Luft stand, als wäre er durch den Frost zu Eis geworden.

Britt, das hatte nur Britt sein können!

Wie lange stand sie schon auf der Stelle? Minuten, Stunden, oder waren es nur Sekunden?

Sicherlich nur Sekunden. Ja, es konnte nicht länger gewesen sein. Nur war eben die Zeit eine relative Größe, und das hatte sie sehr deutlich mitbekommen.

Glenda stöhnte leise auf, senkte den Kopf, schüttelte ihn. Warum mußte ihr das ausgerechnet passieren? Warum nur? Sie war doch

jemand, der tagtäglich mit dem Schrecken konfrontiert wurde, wenn auch nur indirekt. Da hätte sie doch anders reagieren müssen Hinlaufen, nachschauen, versuchen, Hilfe zu leisten.

Sie tat es nicht.

Noch nicht!

Eine Blockade. Warum nur? Selbstschutz? Ihre Gedanken waren schwer und träge, bewegten sich wie Ströme aus Blei durch ihren Kopf, und erst als sie einige Schritte nach vorn gegangen war, kam ihr in den Sinn, daß sie schon dabei war, das Richtige zu tun.

Sie lief, und sie lief schneller jetzt.

Ihre Beine bewegten sich automatisch. Beide Blockaden waren gebrochen, die körperliche als auch die seelische. Endlich konnte sie wieder laufen, sie war okay, sie war super, sie war wieder die alte, und auch die Spannung der Muskeln hatte sich gelöst. Wer sie jetzt gesehen hätte, der hätte sie von einer normalen Joggerin nicht unterscheiden können.

Glenda lief nicht den Weg, den Britt Owens genommen hatte. Sie nahm die entgegengesetzte Richtung. Irgendwo hatte sie den Eindruck, daß sie dem Ort des Schreckens damit näher war, und sie mußte ja so schnell wie möglich nachschauen.

Der Park war zu einer Bühne geworden. Eine schaurige Dekoration. Düsternis und Licht wechselten einander ab. Die Natur war ein stummer Zeuge. Sie streckte sich ihr entgegen, die Bäume wankten, die Zweige zitterten, sie waren wie Hände, deren Finger sich ständig veränderten. Die Natur stöhnte, sie weinte und war trotzdem erstarrt.

Glenda lief wie durch einen Nebel. Ihr Gesichtsfeld war eingeschränkt. Sie konnte sich selbst nicht erklären, wieso und weshalb ihr dieser Schrei einen derartigen Schock versetzt hatte. Sie war sonst nicht ängstlich. Oder war sie deshalb so tief getroffen worden, weil sie auf keinen Fall damit gerechnet hatte, weil für sie der Friede der Vorweihnachtszeit radikal und grausam zerstört wurde?

Oder lag es an Britt?

Die Bühne in der Nähe bewegte sich. Die Kulissen zuckten. Die Wände schwankten, sie hoben ab.

Lücken entstanden. Kälte drang gegen ihr Gesicht. Die Beine bewegten sich langsamer, allmählich traten die Kulissen der Bühne zurück, die Normalität hatte sie wieder.

Der Park, die Wege, die Laternen, die am Rand standen wie kalte Monster.

Gelb war ihr Licht. Es wärmte nicht, es zog auch nicht an, es war einfach anders.

Sie fror. Schlug die Hände um ihren Körper. Der Straßenlärm war zurückgeblieben. Glenda spürte sie Einsamkeit, in die sich wieder die Furcht hineinschob.

Eine andere Furcht. Die Furcht vor der Erkenntnis, vor dem Endgültigen das kein Zurück mehr zuließ. Immer wieder schaute sie nach rechts, wo das Parkgelände leicht abfiel, sich auch Mulden gebildet hatten, in denen Laub lag.

Die Mulden kamen ihr plötzlich vor wie die riesigen Bauchnabel nebeneinander liegender Riesen.

Nichts war mehr normal in dieser Welt. Auch nicht die Gestalt.

Glenda Perkins blieb mitten aus der Bewegung heraus stehen. Sie wäre beinahe noch ausgerutscht, weil die Blätter unter ihren Füßen zu glatt waren.

Dann wurde sie zur Statue. Nur der aus Mund und Nase fließende Atem kondensierte und bewies, daß doch Leben in ihr steckte. Die Gestalt lag auf dem Bauch, das konnte sie sehen. Zur Hälfte mit Laub bedeckt, als hätte jemand versucht, sie unkenntlich zu machen. Sie bewegte sich nicht. Sie war so starr wie das Eis auf den Baumästen.

Als kalte Perlen an ihren Wangen entlangliefen, wußte Glenda, daß es Tränen waren. Sie weinte um eine Frau, die sie nicht so gut gekannte hatte, aber sie wußte schon jetzt, daß sie ihr nicht mehr helfen konnte.

Glenda blieb am Rand der Mulde stehen und sah sich die Leiche an.

Eine Frau.

Britt Owens!

Glenda ging in die Knie. Nur einen Moment nahmen ihr die Tränen die Sicht. Sie wischte ihre Augen trocken und konnte wieder normal sehen.

Mein Gott! dachte sie nur - mein Gott!

***

Es war Britt Owens. Ihre Leiche sah grauenhaft aus!

Der Killer hatte gewütet. Britt lag in ihrem Blut, denn die Wunde am Hals war groß. Dort war die Haut regelrecht zerrissen worden, weil scharfe Zähne hineingehackt hatten.

Vorsichtig, als könnte sie dieser Person noch weh tun, schaufelte Glenda das Laub vom Körper. Ich reagiere automatisch beinahe wie eine Polizistin, dachte sie, als sie den Körper freilegte, um nach anderen Wunden Ausschau zu halten.

Es gab sie nicht.

Nur an der linken Schulter war der Jogginganzug zerrissen. Dort waren scharfe Gegenstände durch den Stoff und in das Fleisch gedrungen.

Mehr nicht.

Keine Spuren von weiterer Gewalt und Vergewaltigung, »nur« die Wunde am Hals, die auch nicht von einem glatten Schnitt zeugte. Da mußte jemand mit einer Stahlkralle hineingeschlagen haben, so

schlimm, wie es sich darstellte.

Halswunde! Der Begriff schoß Glenda permanent durch den Kopf. Sie wußte genau, daß es etwas zu bedeuten hatte, denn es gab Monstren, für die der Hals eines Menschen wichtig war.

Vampire!

Glenda Perkins schrak zusammen, als sie daran dachte. Sie zuckte mit ihrem Oberkörper ein wenig zurück, und um ihren Hals lag plötzlich ein Ring aus Eis.

Er würgte sie.

Glenda stand auf. Das Unterbewußtsein erinnerte sie daran, daß sie keine Rückendeckung gehabt hatte. Jemand hätte sich anschleichen und sie niederschlagen können.

Blitzartig drehte sie sich um.

Niemand war da!

Glenda stellte sich hin. Alles ging langsam, als müßte sie erst noch Eis aus ihren Gelenken befreien.

Wieder die Kulisse. Dunkel, drohend und düster. Schaurig-schön, das hätten andere gesagt.

Nicht für sie. Die Umgebung roch nach Tod und Blut. Einen Schritt weiter nur lag die Leiche. Vor Minuten noch eine lebenslustige Frau gewesen, jetzt so kalt und starr.

Umgebracht von einem Killer, einem Monster, einem Menschen, der diesen Namen nicht verdiente.

Sie fror wieder stärker. Kaltes Licht beleuchtete den Weg. Niemand bewegte sich dort. Nicht ein Schatten. Trotzdem war der Killer nicht verschwunden. Glenda glaubte daran, daß er in der Nähe lauerte und sie beobachtete.

Diese Vorstellung ließ sie noch stärker frieren, schärfte aber auch den Sinn für Realitäten. Himmel, sie arbeitete bei einer der besten Polizei-Organisationen der Welt. Sie war eine Frau, die sich auskannte, die genau wußte, was zu tun war.

Nicht später, sondern hier und jetzt!

Das hier war nicht nur ein Fall. Es war *ihr* Fall - und der ihrer Kollegen und Freunde.

Sie rannte plötzlich weg. Keinen Blick mehr zurück auf die Tote.

Wo stand die Telefonzelle?

***

Ich war mit dem Wagen gefahren und hatte die Kollegen der Mordkommission gleich mitgebracht, denn wenn ich eine Glenda Perkins am Telefon hörte und sie mit einer Stimme sprach, die wie die einer fremden Person klang, dann war Holland in Not, und ich mußte sofort etwas unternehmen.

Ich hatte Glenda eingeschärft, nicht im Freien zu warten. Sie war im

Green Park gelaufen, und nahe des Parks gab es genügend Lokale, also warme Orte, wo ich sie treffen konnte.

Es war ein kleiner Pub, gemütlich, zudem *in,* denn er wurde von den Mitarbeitern der umliegenden Firmen besucht, und nach Feierabend herrschte dort viel Betrieb. Männer und Frauen bildeten ungefähr ein gleiches Verhältnis. Wer hier seine Ruhe haben wollte, der bekam sie, und wer jemand kennenlernen wollte, hatte ebenfalls die Chance.

Ich sah Glenda an der Theke stehen. Sie trug noch ihren Jogginganzug, nur hatte sie sich noch eine Jacke über die Schultern gehängt.

Sie trank Tee mit Rum, war in Gedanken versunken und schreckte zusammen als ich ihr auf die Schulter tippte. Hastig drehte sie den Kopf, sah mein Gesicht und das Lächeln auf den Lippen. Sie war erleichtert.

»Danke, daß du so schnell gekommen bist.«

»War doch klar.«

»Wo sind die anderen?«

»Schon im Park. Chief Inspector Tanner hatte Dienst. Ihm braucht man nicht erst viel zu erklären.«

Glenda nickte selbstvergessen. »Es war furchtbar«, murmelte sie. »Einfach schrecklich. Du kannst dir nicht vorstellen, wie das abgelaufen ist. Sie ist tot. Urplötzlich. Ich hörte den Schrei - und dann…« Sie schüttelte sich.

»Willst du wieder mit?« fragte ich.

»Natürlich. Ich… ich… muß es euch zeigen. Ich will es auch noch mal sehen. Ich weiß ja, daß ich nicht mehr allein bin.« Sie drehte sich um. »Gezahlt habe ich schon.«

»Dann komm.«

Glenda trank ihr Glas leer. Ich ließ sie vorgehen und hatte ihr einen Arm um die Schulter gelegt.

Draußen zog sie ihre Jacke an und stellte den Kragen hoch.

Um den Park zu erreichen, brauchten wir nur eine Straße zu überqueren. Dort parkte auch mein Rover.

In den Park fuhren wir hinein. Man konnte ihn auf einigen Straßen durchqueren, ohne die Kreise der Jogger zu stören, denn die liefen woanders. Das Zentrum war bald zu sehen, denn durch die Scheinwerfer war es zu einer hellen Insel inmitten der Schwärze geworden. Den Rover verließen wir dort, wo sich im Sommer Menschen zu einem Picknick trafen, gingen den Rest des Wegs zu Fuß, und die neben mir gehende Glenda schauderte mehr als einmal zusammen. Das sicherlich nicht nur wegen der Kälte.

»War es so schlimm?« fragte ich.

»Ja, es war schlimm, John. Es hat mich getroffen wie ein harter Hieb. Ich… ich… habe noch jetzt Mühe, damit zurechtzukommen. Es ist

grauenhaft gewesen.«

»Wie gut hast du sie gekannt?«

»Nur flüchtig. Wir trafen uns hin und wieder beim Joggen, haben mal ein Glas zusammen getrunken. Zu großartigen und ernsthaften Gesprächen ist es zwischen uns nicht gekommen. Allgemeines Gerede über Fitneß, den Speck, der weg muß, was bei ihr besser geklappt hat als bei mir.«

»Eine Frau, an der nichts dran ist, bringt es auch nicht.«

»Danke, John, aber ich denke anders darüber.«

»Du bist eben nicht als Bohnenstange geboren.«

»Das sagst du nur so.«

»Nein, ich meine es ernst.«

Sie lächelte, um schnell wieder ernst zu werden, da wir den Rand der Lichtinsel erreicht hatten. Die Umgebung war abgesperrt worden. Weißrote Bänder verbanden im Boden steckende Stangen miteinander, und so leer war der Park auch nicht gewesen, denn in einiger Entfernung hatten sich Neugierige versammelt.

Wir waren bereits entdeckt worden. Aus dem Zentrum des Geschehens löste sich Chief Inspector Tanner. Wie immer trug er seinen Filz, wie immer seinen Anzug mit der Weste, aber diesmal war er noch mit einem grauen Mantel bekleidet, den er natürlich nicht geschlossen hatte. Ziemlich böse schaute er uns an.

»Auf Sie, Glenda, haben wir gewartet. Sie sind unsere einzige Tatzeugin. Andere haben nichts gesehen. Die sind nur hergekommen, weil das Licht sie lockte. Die sind wie Motten. Einige haben sogar gedacht, es würde ein Film gedreht.«

Das war sicherlich nicht der Fall, obwohl ich es mir gewünscht hätte. Der Ablauf war mir bekannt, deshalb ließ ich Glenda bei Tanner zurück und machte mich auf den Weg zur Leiche. Sie lag in einer Mulde, war vom Laub befreit worden, und der Arzt beschäftigte sich bereits mit ihr. Seine Hände steckten in dünnen Handschuhen. Immer dann, wenn sie in das Licht gerieten und angestrahlt wurden, sahen sie aus wie die Klauen einer Leiche, die nach einer anderen Toten fassen wollten.

Glenda hatte von einer Wunde am Hals gesprochen und natürlich auch über ihre Vampirgedanken gesprochen. Eine Folgerung, die sicherlich im Bereich des möglichen lag.

Ich schaute mir den Hals genauer an.

Blut, viel Blut. Eine große Wunde, keine Bißstellen, wie man sie normalerweise kannte, aber das hatte nichts zu bedeuten. Ich erinnerte mich an einen Fall in den Staaten. Er lag gar nicht mal lange zurück. Da hatten Suko und ich gegen zwei altägyptische Vampire gekämpft, und die hatten ihre Opfer auch nicht nur einfach gebissen, sondern sie auf schlimme Art und Weise umgebracht. Sie hatten sogar

Waffen eingesetzt, um ihnen Wunden zufügen zu können. Danach hatten sie das Blut der Opfer mit großem Vergnügen getrunken.

Und hier?

Ich hatte natürlich keinen Beweis, daß die Frau von einem Vampir angefallen worden war. Aber die Wunde am Hals hatte mich doch mißtrauisch werden lassen, und ich bat den Arzt, festzustellen, wieviel Blut sich noch im Körper befand.

»Das wird schwer sein.«

»Versuchen Sie es trotzdem. Es braucht ja nicht genau zu sein. Sie hat Blut verloren, das sehe ich selbst, aber es könnte ja sein, daß es zwischen dem verlorenen Blut und dem, was noch im Körper sein müßte, eine Differenz besteht.«

»Ist das Grusel-Mathematik, Sinclair?«

»So ähnlich.«

»Dann denken Sie bestimmt an einen Vampir.«

»Alles ist möglich.«

»Na ja«, sagte er, hob die Schultern und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Ich konnte den Arzt verstehen, daß er nicht gerade begeistert war, aber ich war es auch nicht. Es ist eben nicht jedermanns Sache, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen, und so dachte auch Freund Tanner, nur daß er es mittlerweile akzeptiert hatte.

Glenda war eine gute Zeugin gewesen, wie er mir versicherte. »Nur hat sie leider nicht viel gesehen, und das ist tragisch, John. Von ihren Gefühlen können wir nicht leben, durch sie erreichen wir nichts.«

»Welche Gefühle.«

»Das soll sie dir selbst erklären.«

Ich schaute Glenda an, die auch sprach. »Weißt du, John, es ist so gewesen. Ich hatte einfach das Gefühl, daß sich der Killer noch in der Nähe befand.«

»Bei dir?«

»Nicht direkt, aber er hat mich wohl gesehen, denke ich. Verstecke gibt es genug. Ich habe den Schrei gehört, bin nach meinem Schock losgelaufen, und vielleicht war es für mich persönlich gut, so daß ich länger gewartet habe, sonst wäre ich ihm vielleicht noch in die Arme gelaufen!«

»Das kann sein.«

»Was sagt der Arzt?«

Ich berichtete von meinem Verdacht und auch davon, was ich ihm geraten hatte.

Tanner schaute mich böse an. Sein faltiges Gesicht zog sich noch mehr zusammen. »Begeistert wird er nicht gerade gewesen sein. Ich kenne ihn, er ist eigen.«

»Wie du?«

»Ja, und das ist nichts Schlimmes, John.«

»Gut, was sollen wir mit der Leiche machen?«

Es ging nicht anders, aber ich mußte lachen. »Wieso fragst du das mich? Bist du nicht der Fachmann und Chef der Mordkommission?«

»Stimmt, aber komm mir nicht auf diese Art und Weise. Jeder hat hier gesehen, was passiert ist. Jeder weiß, wie diese Person ums Leben gekommen ist, und ich kenne auch deinen Verdacht. Wenn sie wirklich von einem Vampir angegriffen wurde, dann tritt doch so etwas wie ein gewisser Automatismus in Kraft. Oder liege ich da falsch?«

»Was meinst du?«

»Hör auf, John. Dann ist die Person zwar tot, aber trotzdem nicht tot. Sie ist untot, wie auch immer. Es besteht durchaus die Möglichkeit, daß sie sich plötzlich erhebt und davongeht, aber nicht, um sich ein Grab zu suchen, sondern weil sie auf der Suche nach irgendwelchen Opfern ist. Habe ich recht, oder bist du anderer Ansicht?«

»Es könnte so sein.«

»Sehr gut.«

»Hat sie sich denn bewegt?«

»Nein.« Tanner schüttelte den Kopf. »Sie ist tot. So tot, wie man nur tot sein kann, vorausgesetzt, man glaubt nicht an Vampire oder finstere Mächte. Ich habe mir ja auch schon Gedanken gemacht. Nicht nur, daß ich gern nach Hause möchte, sondern über dich und diese Frauenleiche dort.«

»Ich bin gespannt.«

»Wir werden sie in unser Leichenhaus schaffen lassen«, sagte der Chief Inspektor.

»Gut. Und weiter?«

»Dort kannst du Wache halten und darauf warten, daß etwas mit ihr geschieht.«

»Ich?«

»Klar, ich besorge dir sogar höchstpersönlich einen Stuhl, auf dem du einen wunderbaren Platz findest. Ich gehe nach Hause, denn meine Frau will noch die Gans vom Wochenende aufwärmen. Da ist genügend übriggeblieben.«

»Guten Appetit.«

»Danke.«

»John, die Idee ist gar nicht schlecht«, sagte Glenda. »Wenn es wirklich ein Vampir gewesen ist, der Britt Owens angefallen hat, dann kann es durchaus sein, daß sie erwacht. Wenn das geschieht, bist du genau der Mann, der sie stoppen kann.«

Chief Inspector Tanner nickte heftig, weil er Glenda so unterstützen wollte.

»Es liegt an dir, John.«

»Du fährst nach Hause.«
»Habe ich mir auch verdient. Außerdem bin ich älter als du und verheiratet.«
»Ich kann ja mit dir zusammen warten«, schlug Glenda vor.
»Du?«
»Ja. Schlafen kann ich nicht. Eine Ablenkung täte mir da wirklich gut.«
»Ob es genau die ist, die du brauchst, wage ich zu bezweifeln«, erwiderte ich.
»Außerdem habe ich Angst.«
»Vor dem Killer?«
»Stimmt.« Sie biß sich auf die Lippen. »Ich könnte mir vorstellen, daß er sich in der Nähe aufhält. Er hat mich bestimmt gesehen. Ich bin eine Zeugin, John.«
»Nicht direkt, denn du hast ihn ja nicht gesehen. Oder kannst du ihn beschreiben?«
»Das nicht.«
»Aber weiß er das?« mischte sich Tanner ein. »Weiß er denn, was wir wissen?«
»Wahrscheinlich nicht«, sagte Glenda.
Da ich schwieg, war Tanner der Meinung, daß ich mit ihm übereinstimmte. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Der Abend war noch nicht sehr weit fortgeschritten. Die Nacht lag vor uns. Sie konnte lang werden. Ähnliche Gedanken beschäftigten auch den Chief Inspektor. »Wenn ihr schon wartet«, sagte er, »solltet ihr euch wenigstens etwas Proviant mitnehmen.«
Ich tippte gegen meine Stirn. »Essen in der Leichenhalle, wie?«
»Und auch trinken.« Tanner hatte seinen Spaß. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, John, die Toten sind ruhig, die essen und trinken euch nichts weg. Und sollte euch ein Vampir begegnen, so wird er den Tee stehenlassen und sich um euer Blut kümmern.«
»Danke für den Rat.«
Glenda Perkins war zur Seite gegangen. Sie konnte den Humor des Polizisten nicht nachvollziehen.
»Schafft ihr sie in eure Leichenhalle?«
»Wenn du willst.«
Ich nickte. »Ist mir recht. Wann sollen wir dort sein?«
»In einer Stunde, würde ich meinen.«
»Gut, wir sind pünktlich. Erinnere gewisse Türwächter oder andere Typen daran, daß Besuch kommt.«
»Werde ich machen.«
Glenda verabschiedete sich von Tanner mit einem knappen Nicken. Sie schüttelte sich. »Ich kann ihn heute nicht hören. Sein Sarkasmus läßt mich frösteln. Das wäre vielleicht anders, wenn ich nicht

persönlich betroffen gewesen wäre, aber so geht mir das doch unter die Haut.«

»Verstehe ich, Glenda. Aber Tanner ist ein alter Profi. Wenn er immer gleich Mitleid haben würde, ginge er seelisch kaputt. Du mußt ihm das nachsehen.«

»Habe ich schon längst.«

»Okay.«

Kein Licht mehr. Der Bereich des kalten Lampenscheins war von uns verlassen worden. Die Düsternis und die Kälte des Parks hatten uns geschluckt. Glenda hatte mir erzählt, daß ihr die Umgebung wie eine Kulisse vorgekommen war, und dieser Eindruck überfiel auch mich, als ich mich umschaute, ohne allerdings die Furcht zu empfinden wie Glenda. Ich kam mir einfach so vor, als würde ich gar nicht hierher gehören.

Der Frost hatte die Bäume weißgrau werden lassen. Über uns lag der Himmel wie ein mächtiges Gepäckstück, das weder einen Anfang noch ein Ende hatte. Sterne funkelten, als wären in dieses Gepäck Löcher hineingeschnitten worden, um das darin befindliche Licht schimmern zu lassen.

»Die Welt ist kalt und fremd«, sagte Glenda leise. »Ich denke, daß ich hier nie mehr joggen werde.«

»Das ist verständlich.« Ich wollte weitergehen, aber sie hielt mich fest. »Ich habe diesen Killer nicht gesehen, John, ich weiß also nicht, ob er ein Vampir ist oder nicht. Aber er hat mir Angst, verfluchte Angst eingejagt. Er war da und doch nicht vorhanden. Ich spürte seinen Geist, das Böse.«

»Das kommt vor.«

»Danke.«

»Wofür?«

»Daß du mich nicht ausgelacht hast.«

»Warum sollte ich denn?«

»Ich weiß es nicht. Für eine halbe Polizistin habe ich mich nicht eben super benommen.«

»Wie meinst du das?«

»Ich war einfach zu lange in meinen eigenen Schock oder Schreck vertieft gewesen. Vom Hören des Schreis bis zu einer Reaktion hat es verdammt lange gedauert.«

»Bist du eine Maschine! Glenda?«

»Ich hoffe nicht.«

»Eben. Du hast dich absolut normal verhalten. Du hast an nichts Böses gedacht - wieso auch? Dann ist die andere Seite über dich gekommen. Sie hat den Tod geschickt, die Angst, den Schrecken, all das Blut. Es ist normal gewesen.«

»Sicher, John, doch Britt Owens ist tot, und das ist nicht normal,

verdammt!«

»Schicksal.«

»Ist das wirklich so einfach?«

»Nein, aber ich schütze mich damit selbst. Ich kann nicht immer nach irgendwelchen Erklärungen forschen. Dann würde ich irgendwann einfach nur grübeln und an nichts anderes mehr denken. Ich würde die Realität aus den Augen verlieren, und sie gehört nun mal zu meinem Job, obwohl er manchmal verdammt realitätsfern ist.«

»Stimmt auch wieder.«

Wir hatten den großen Weg verlassen, waren auf einem schmaleren Pfad weitergegangen. Es gab keine Neugierigen mehr in unserer Umgebung, wir waren wirklich allein, und weit hinten, wo die Kollegen standen, da schwamm die Lichtinsel wie ein großer, kalter Mond, der seinen Weg vom Himmel nach unten gefunden hatte und irgendwo hängen geblieben war.

Der Rover stand an seinem Fleck wie ein großer, dunkler Schatten, der auf dem Boden festgefroren war. Glenda bat darum, zuerst zu sich gefahren zu werden, weil sie sich umziehen mußte.

»Das war doch klar.«

Sie lächelte.

Ich lächelte zurück. Glenda brauchte eine gewissen Aufmunterung. Über den Wagen hinweg schauten wir uns an. Vielleicht etwas länger als gewöhnlich, und das war auch der Grund, weshalb mir die Veränderung in ihrem Gesicht auffiel.

Das Lächeln zerbrach.

Starr wurde das Gesicht.

Groß die Augen.

Dann zeichnete sich plötzlich die Angst ab. Die Haut zog sich zusammen, zumindest sah es so aus.

Die Augen öffneten sich noch, als wollten sie aus den Höhlen quellen. Glenda sah aus wie jemand, der nicht ansprechbar war, ich tat es trotzdem und fragte sie mit allem Nachdruck, was denn los war.

Etappenweise öffnete sie den Mund.

»Der Killer…«, würgte sie hervor.

»Was?«

»Hinter dir!«

Ich fuhr herum!

***

Glenda Perkins hatte ihn zuvor nicht gesehen, und das glaubte ich ihr auch. Aber diese Gestalt, die ich ebenfalls zu Gesicht bekommen hatte, konnte nur der Killer sein.

Was war er? Er war ein Mensch, zumindest menschenähnlich. Er stand nicht auf einer freien Fläche, sondern hielt sich dort auf, wo ein

Gelände von einer halbhohen Steinmauer umfriedet wurde. Dahinter hielt er sich auf, und zwei Bäume umstanden ihn wie mächtige Leibwächter, die sogar noch ihre vielen Arme über seinem Kopf ausgebreitet hatten.

Mensch, Monster, Vampir, Maschine…

Was immer er sein mochte, ich bekam ihn nicht in den Griff. Er war einfach zu anders, er war weder das eine noch das andere, und ich suchte fieberhaft nach einem Vergleich.

Künstlich!

Ja, genau das war es.

Er kam mir künstlich vor. Wie eine Figur, die man erschaffen hatte. Wobei als Vorlage eine Gestalt aus irgendeinem Superhelden-Comic genommen worden war, denn hätte ich ihm einen Namen geben müssen, so hätte ich ihn das Metall-Monstrum genannt. Nicht ein Haar wuchs auf seinem blanken Schädel, der wie eine Kugel aussah und auch so glänzte. Hohe, spitze Ohren an den Seiten fielen mir ebenfalls auf, hinzu kam ein glattes, künstliches und dennoch verzerrtes Gesicht mit Augen, in denen kaltes Licht funkelte.

Der Körper steckte in einer Rüstung. Möglicherweise waren die Eisenplatten aber die »Haut«.

Ein aschiges Grau, dazwischen ein dunkles Stahlblau und Schwarz waren seine Farben.

Er also.

Ein Vampir?

Das war die große Frage. Bisher hatte ich noch nicht viel Vampirhaftes an ihm entdecken können, eher etwas Künstliches, als hätte jemand einen Roboter geschaffen.

Ja, das war nicht mal so weit hergeholt.

Er sah aus wie ein Roboter. Ein Robot-Vampir also.

Er kam. Er hatte keine Angst. Schritt für Schritt bewegte er sich auf uns zu. Allerdings ging er mit kleinen Schritten, als sollten wir seinen Anblick genießen.

»John…?« Glendas Stimme zitterte. »Wenn du ihn dir jetzt packst, dann haben wir es hinter uns.«

»Das werde ich auch versuchen.« Ich konzentrierte mich auf das Wesen mit den spitzen Fledermausohren. Es war irgendwie lächerlich, Kinderkram, aber nur zu Beginn. Von ihm ging schon eine Gefahr aus, die auch ich spürte.

Sollte sich um seinen Körper herum tatsächlich ein Strahlschutz befinden, hatte es keinen Sinn, wenn ich die Beretta zog und ihm eine Kugel in den Balg jagte. Diesem Untier, das einfach nicht in die Welt hineingehörte, mußte ich auf eine andere Weise auf den Pelz rücken, und ich nahm mein Kreuz.

Er kümmerte sich nicht darum. Noch war es auch nicht zu sehen. Er

ging weiter. Ich hörte ihn nicht.

Metall hätte über den Untergrund gekratzt, doch das war bei ihm nicht der Fall. Er konnte so leise gehen wie jemand, der überhaupt keinen Kontakt mit dem Boden hatte und darüber hinwegschwebte.

War er ein Geist?

Jedenfalls war er düsterer als die Umgebung. Die Schatten der Nacht hüllten ihn wie Gardinen ein, und er bewegte beim Gehen die Arme, als wollte er die Hindernisse zur Seite räumen.

Das Licht in seinen Augen blieb. Die Öffnungen sahen aus, als wären sie mit zwei Spiegeln gefüllt, in denen sich kalter Sternenschein gesammelt hatte.

Vampire haben Münder, Mäuler - Zähne!

Ich konzentrierte mich auf den unteren Teil des Gesichts. Dort war nichts zu erkennen, kein Zucken, kein Zittern, nicht die Spur davon, daß sich das Maul öffnen würde. Nicht mal einen Spalt sah ich.

Es konnte auch an der relativ großen Entfernung zwischen uns liegen.

»Laß ihn nicht nahe herankommen, John!« Glenda warnte mich mit zittriger Stimme.

»Keine Sorge!« Ich hatte längst das Kreuz hervorgeholt. Obwohl ich nicht wußte, ob sich ein Wesen wie dieser Blutsauger überhaupt vor einem Kreuz fürchtete. Ich dachte auch daran, daß ich bei der Toten den Test mit meinem Kreuz hätte durchführen können, aber das war jetzt zu spät. Zudem ergab sich bestimmt noch eine andere Möglichkeit, dies nachzuholen. Erst mal war das Monstrum vor mir wichtiger.

»Bleib du hier am Wagen zurück!« flüsterte ich Glenda zu. »Ich sehe mir unseren Freund aus der Nähe an.«

»Gib nur acht…«

»Klar, das läuft.«

Ich bewegte mich auf ihn zu. Diesmal zeigte ich ihm das Kreuz. Sehr langsam drückte ich es aus meiner Fausthoch - und…

Ja, dann geschah etwas, mit dem ich nicht zurechtkam. Ich hatte schon viel erlebt, aber so etwas nicht.

Plötzlich entstand um den Vampir herum ein unheimliches Heulen. Da schien ein Orkan losgebrochen zu sein. Das Heulen war einfach schrecklich anzuhören. Es umtoste die Gestalt, es zerrte und riß an ihr, es packte zu, riß sie in die Höhe, als wäre sie von einem Sog umwirbelt worden, und ich schaute zu, wie der Killer in die Höhe jagte und dabei immer kleiner wurde.

Er schrumpfte vor unseren Augen zusammen, aber nicht, weil er so hoch in den Nachthimmel stieg und eine große Distanz zwischen uns ließ, er wurde einfach kleiner, drehte sich dabei - und war im nächsten Augenblick nicht mehr zu sehen.

Ich starrte dorthin, wo ich ihn gesehen hatte. Dann wechselte ich meine Blickrichtung, kontrollierte mein Kreuz, aber auch dort konnte ich keinen Grund erkennen. Es hatte sich nicht verändert. Es war normal geblieben, keine Reaktion.

Glenda bewegte sich auf mich zu. Ihre Tritte knirschten leise. »Verstehst du das, John?«

»Nein«, flüsterte ich, »bei allen Heiligen und Schutzpatronen, ich verstehe gar nichts mehr.«

»Ich auch nicht«, gab sie zu.

***

Chief Inspector Tanner und seine Truppe waren noch nicht verschwunden. Sie standen aber dicht davor. Mein Rufen erreichte Tanner, bevor er in seinen Wagen steigen konnte. Er drehte sich um, sah mich näher kommen und ging mir entgegen.

»Und ich habe gedacht, ihr wärt schon verschwunden«, sagte er mit knarriger Stimme.

»Das wollten wir auch.«

»Aber…?«

»Uns kam der Killer dazwischen.«

Tanner hatte etwas sagen wollen und seinen Mund bereits geöffnet gehabt. Jetzt kriegte er ihn nicht mehr zu. Er staunte, er schluckte, er schüttelte den Kopf, er wußte überhaupt nicht mehr, was er noch sagen sollte und klemmte sich erst eine seiner halben Zigarrenhälften zwischen die Lippen.

»Feuer?« fragte ich.

»Bin Nichtraucher.«

»Aha.«

Die Zigarre wanderte von einem Mundwinkel in den anderen. Manche Leute machten das mit einem Streichholz. Tanner aber schaffte es mit der Zigarette. Er bewegte die Stirn und legte seine Haut daraufhin in ein faltiges Muster. »Ich höre.«

»Du mußt mir aber glauben.«

Böse schielte er mich an. »Habe ich das nicht schon immer getan?«

»Mit Abstrichen.«

»Rede schon.«

Ich tat ihm den Gefallen. Ob er mir glaubte oder nicht, ich sah es ihm nicht an, aber er ballte seine Hände zu Fäusten, und in den Augen loderte die kalte Wut. Er schaute auch dorthin, wo sich das Ereignis abgespielt hatte, zu sehen war allerdings nichts.

»Soll ich dir das glauben, John?«

»Deine Sache.«

Er nahm die halbe Zigarre aus dem Mund, warf sie zu Boden und zertrampelte sie. »Ja, verdammt, ich glaube dir. Ich werde dir

glauben, weil mir nichts anderes übrigbleibt.«
»Ist die Tote schon weg?«
»Ja.«
»Schade.«
»Warum?«
»Ich hätte sie gern noch geprüft, das habe ich vorhin vergessen. Aber es läßt sich nachholen.«
»Du wirst auch alt - oder?«
»Kann man das vermeiden?«
»Nein, leider nicht.« Er tippte mich mit dem Finger an. »Aber du hast es mal wieder geschafft, John.«
»Was und womit?«
»Du hast mich um meine abendliche Ruhe gebracht. Ich habe nämlich das Gefühl, daß wir beide in den folgenden Stunden noch voneinander hören werden.«
Ich lächelte ihm ins Gesicht. »Weißt du was, Tanner? Das kann durchaus eintreten.«
Daraufhin zeigte er mir ein trauriges Gesicht und verdrehte die Augen. »Aber laß mich um Himmels willen noch meinen Gänsebraten essen, sonst wird meine Frau ihn verschenken.«
»Beeil dich lieber.«
»Ich könnte ihn dir auch ins Schauhaus bringen.«
»Danke, darauf kann ich verzichten.« Ich nickte ihm zu, drehte mich um und nahm Glenda mit.
Diesmal behinderte niemand unsere Arbeit.

***

Es gibt einige Orte auf dieser Welt, die ich nicht mag. Dazu gehören leere, zugige Bahnhöfe, Krankenhäuser, Wüsten, feuchtheiße Dschungel, und auch Schauhäuser. Deshalb hoffte ich, daß wir uns dort so kurz wie möglich aufhalten würden.
Glenda hatte sich umgezogen. Es war sehr schnell gegangen, ich hatte den Wagen nicht mal verlassen. Sie trug jetzt einen dicken Pullover, Jeans und eine Wolljacke. Was wir im Park erlebt hatten, konnte sie noch immer nicht begreifen. Es beschäftigte sie sehr, deshalb wollte sie auch mit mir darüber reden, aber auch ich stand vor einem Rätsel und konnte ihr nicht weiterhelfen. Das wollte sie so recht nicht akzeptieren, sie bohrte nach, auch mit speziellen Fragen, die sie sich selbst und mir stellte.
»Dieser fremdartige Killer ist kleiner geworden, John. Das hast auch du gesehen.«
»Genau. Aber ich weiß nicht, ob er tatsächlich kleiner geworden ist. Ich würde es nicht beschwören.«
»Weshalb nicht?«

»Weil ich mir nicht hundertprozentig sicher bin. Wir hätten auch einer optischen Täuschung erlegen sein können.«

Sie staunte. »Wir beide? Wir beide zusammen?«

»Ja.«

»Das will mir nicht in den Kopf, John. Was du gesehen hast, das habe auch ich gesehen. Da war ein Wirbel, der sich um ihn herumdrehte.« Sie sprach schnell und bewegte dabei ihre Hände, als wollte sie ihn nachzeichnen. »So ist es doch gewesen - oder?«

»Ich denke schon.«

»Und dann war dieses Monster verschwunden. Verwandelt und einfach abgetaucht.« Sie schüttelte den Kopf. »Himmel, sei doch nicht so borniert, John. Du… du… sitzt hier neben mir, als würde dich das alles gar nichts angehen. Aber es geht uns etwas an. Wir haben da was gesehen, was einmalig ist. Weißt du, wie mir das vorkommt?«

»Nein.«

»Ich will es dir sagen. Es ist mir vorgekommen, wie… wie…« Sie suchte nach Worten. »Ja, wie jemand, der manipuliert wurde. Von einer anderen Macht, meinetwegen. Er war nicht mehr der Killer, als er verschwand. Er ist ein anderer gewesen, zwar noch der gleiche irgendwie, aber trotzdem ein anderer.« Sie preßte für einen Moment ihre Hand gegen die Stirn. »Ich weiß auch nicht so recht, wie ich es ausdrücken soll, aber so ähnlich kam es mir vor. Und dann ist mir noch etwas eingefallen, John.« Da ich keine Bemerkung machte, fragte sie: »Willst du es überhaupt hören?«

»Sicher.«

Sie sprach sehr langsam, damit ich auch jedes Wort mitbekam. »Ich hatte das Gefühl, ihn gar nicht als einen Menschen anzusehen. So ist es. Er war überhaupt kein Mensch sondern ein Kunstgeschöpf.«

Ich hielt als letzter in der Wagenschlange an. Vor uns zeigte eine Ampel auf Rot. Es herrschte noch ziemlich viel Betrieb, aber unser Ziel lag nicht mehr weit entfernt. »Künstlich«, wiederholte ich.

»Ja.«

»Roboterhaft.«

»Richtig, John, das ist genau der Ausdruck. Dieser Killer ist erschaffen worden. Auch wir Menschen sind erschaffen worden, aber anders als der Killer.«

»Nicht schlecht.«

Glenda freute sich über meine positive Reaktion. »Hast du ihn richtig gesehen?« flüsterte sie hastig.

»Ich meine, hast du dir Details einprägen können?«

»Wahrscheinlich nicht mehr als du.«

»Okay. Mir kam er so glatt vor. Der hatte keine Haut, das war poliertes Holz oder Metall, was weiß ich. Wenn ich ihn angefaßt hätte, wäre ich sicherlich mit der Hand abgerutscht. Wie poliertes Spielzeug.

Aber zugleich tödlich.« Sie schüttelte über sich selbst den Kopf. »Seltsam, daß mir ein derartiger Vergleich in den Sinn kommt. Aber das ist nun mal so. Oder was sagst du?«

Ich startete wieder. »Gar nichts.«

»Hältst du mich für dämlich?«

»Nein, auf keinen Fall. Ich kann gut nachvollziehen, wie dir zumute gewesen ist. Und so weit hergeholt ist der Vergleich auch nicht. Als menschlich kann ich ihn mir auch nicht vorstellen, da bin ich ehrlich genug.« Ich lächelte. »Aber wenn er das tatsächlich nicht ist, als was muß man ihn dann bezeichnen?«

»Dämonisch, John!«

»Ein bedingtes Ja, Glenda.«

»Was dann?«

»Vielleicht technisch.«

»Ach.«

»Du hast mich auf den Gedanken gebracht. Ein technisches Gebilde, ein Roboter, ein Cyborg. Ein stahlglatter Kopf, Fledermausohren, Blutzähne, das Zerrbild eines modernen Vampirs, sage ich mal.«

Glenda hatte zugehört. »Mensch, du bist ja gut.«

»Wieso?«

»In eine ähnliche Richtung habe auch ich gedacht. Nur habe ich mich nicht getraut, es dir zu sagen.«

»Dann sind wir ja einer Meinung.«

Sie nickte. »Was wir auch bleiben sollten in der nächsten Zeit. Ich bin gespannt, was mit der toten Britt Owens ist.« Glenda schluckte. »Mein Gott, wie rede ich über die Frau? Als wäre sie nur ein Gegenstand, den ich zuvor nicht gekannt habe. Sie verabschiedete sich von mir und lief in den Tod. Das muß man sich mal vorstellen, John. So etwas ist einfach grauenhaft und furchtbar.«

»Da sagst du mir nichts Neues.«

Das Schauhaus gehörte zum Gebäude der Metropolitan Police. Parkplätze waren auch vorhanden, und ich stellte den Rover an einer Mauer ab. Wir befanden uns in einem Hof, durch den trotz hoher Mauern der kalte Wind pfiff. Glenda stellte den Kragen hoch. Durch einen Seiteneingang betraten wir den Bau und wurden von einer Stimme gestoppt, die einem Mann gehörte, der in einer Kabine hockte.

Ich gab ihm meinen Namen preis. Er nickte und lächelte. »Sie werden erwartet. Ich bringe Sie beide nach unten.« Er schloß die Eingangstür durch einen elektrischen Kontakt und tauchte dann aus seiner Bude auf. Der Mann war klein, rundlich und hatte eine Glatze. Aus der rechten Tasche seines grauen Kittels schaute der Schirm einer Mütze. Die würde er sicherlich erst in der Leichenhalle aufsetzen.

»Lift oder Treppe?«

»Treppe«, sagte ich.

»Dann gehe ich mal voran.«

Die Treppe war ebenfalls kahl wie die gesamte Umgebung in diesem Haus. Ein graugrüner Anstrich, glatte Wände und Decken, und im Keller ebenfalls breite, kahle Flure und Gänge. Es war alles zweckmäßig gebaut worden.

Es gab kleine Büros, in denen die Ärzte ihre Berichte schrieben. Zwei Männer standen vor einer größeren Tür beisammen und diskutierten miteinander. Als sie uns kommen sahen, löste sich einer der Männer und hob grüßend die Hand.

»Da ist ja unser Besuch. Freund Tanner hat auch schon angerufen. Ich bin Dr. Walcott.«

Ich stellte Glenda und mich vor.

Walcott bekam glänzende Augen, als er Glenda anschaute. »Eine so hübsche Person in unserer eisigen Totenlandschaft. Ich könnte mich nicht daran erinnern, wann es das schon mal gegeben hat.«

»Dann notieren Sie sich bitte das heutige Datum«, gab Glenda kühl zurück.

Er lachte, zupfte seinen Oberlippenbart zurecht und ging vor. Wir betraten die Arbeitsstätten der Pathologen durch die große Tür. Was wir da sahen, ließ keine Freude aufkommen. Zwar waren nicht alle Tische belegt, aber die beiden reichten aus, um mich wegschauen zu lassen. Ich wollte mich nicht unbedingt in einer dieser billigen und ekligen Horrorstreifen aus den siebziger Jahren zurückversetzt fühlen.

Wir brauchten nicht in diesem Raum zu bleiben, sondern gingen nach nebenan. Hier werkelte niemand, aber auch hier herrschte eine normale Kälte vor, die sich mit der des Todes mischte. Der eiskalte Hauch aus dem Jenseits schien allgegenwärtig zu sein. Er umwehte uns, als wollte er in jede Pore eindringen.

Kacheln auf dem Boden, eine mattweiße Decke. Licht aus Leuchtstoffröhren, das sich noch auf den Fliesen spiegelte, eine Atmosphäre zum Weglaufen.

Walcott schnippte mit den Fingern und schritt die Reihen der Bahren ab. »Wo haben wir denn die Person?« murmelte er.

»Sie heißt Britt Owens«, bemerkte ich.

»Ja, ich weiß.« Er lachte. »Gefunden.«

Glenda schüttelte über die Reaktion des Mannes den Kopf. Vor einer der ausziehbaren Bahren war er stehengeblieben, schaute noch einmal auf das Namensschild und umfaßte den Metallgriff. Wenig später fuhr ihm die Bahre entgegen. Er trat zur Seite, damit sie ihn nicht erwischte.

Glenda und ich gingen langsam näher. Ich spürte ihre Finger an meiner Hand und lächelte ihr zu.

»Wie gesagt oder wie Sie vielleicht wissen, haben wir uns mit der Toten noch nicht beschäftigt. Ich hatte den Auftrag erhalten, Ihnen

den Vortritt zu lassen.« Er faßte nach dem Tuch, mit dem die Tote verdeckt war.

»Lassen Sie das, Doktor Walcott!« bat ich ihn.

»Aber wieso? Das machen…«

»Wir übernehmen es.«

»Wie Sie wollen…«

»Und wenn ich Sie noch einmal bitten dürfte, uns allein zu lassen, wäre uns damit auch geholfen.«

Er gab sich pikiert. »Davon ist mir nichts gesagt worden, Mr. Sinclair.«

»Für die anderen war es wohl nicht wichtig, aber für uns schon.«

Er hob die Schultern. »Na ja, wie Sie wollen oder meinen. Ich habe es nur gut gemeint.«

Er verschwand, und Glenda atmete auf. »John, ich mag diesen Kerl nicht. Ganz und gar nicht.«

»Du brauchst ihn ja nicht mehr zu sehen.«

»Das denke ich auch.«

»Soll ich dir einen Stuhl holen?«

Sie lächelte. »Toll, daß du so besorgt um mich bist. Ich werde schon nicht umfallen.«

»Das hoffe ich auch.«

Glenda deutete auf das Tuch. Darunter zeichnete sich schwach die Gestalt der Toten ab. »Heb du es bitte an, John.«

Ich konnte Glenda gut verstehen. Im Gegensatz zu mir stand sie der Toten nicht neutral gegenüber.

Sie hatte die Frau gekannt, zwar nicht sehr gut und freundschaftlich, es war doch etwas anderes als bei mir. Es war kalt. Es mußte kalt sein, doch auch die innere Kälte lauerte hier. Ich spürte sie ebenso wie Glenda.

Es war nicht das erste Mal, daß ich in einem Schauhaus stand und das Tuch von einer Leiche abhob.

Ich zögerte trotzdem noch, schaute mich sogar um, was Glenda mit einem verwunderten Blick bemerkte. »Ist etwas geschehen?«

»Nein.«

»Du reagierst so seltsam.«

Ich hob die Schultern. »Es mag daran liegen, daß ich wohl mit einigen Schwierigkeiten zu rechnen habe. Es sagt mir mein Gefühl.« Ich wußte, daß die Worte zu keiner guten Erklärung gehörten und bat Glenda darum, sie zu vergessen.

Sie lächelte nur schief und schaute zu, wie ich nach dem Laken faßte. Ich nahm eine Falte zwischen zwei Finger und hob es dann behutsam in die Höhe.

Aus den Augenwinkeln behielt ich Glenda im Blick. Sie hatte den Kopf etwas zur Seite gedreht, als könnte sie sich nicht entscheiden,

wohin sie schauen wollte.

Wachsbleich, der Mund stand leicht offen. Die Augen waren nicht geschlossen, und es sah so aus, als wäre die Tote dabei, die glatte Decke anzustarren. Das Blut sah ich auf ihrem Gesicht, und ich entdeckte auch die Wunde am Hals.

Dort hatte der Killer zugeschlagen.

Brutal, rücksichtslos.

Ich hatte ihn gesehen. Seinen glatten Kopf, die Ohren, die hochstanden, den Glanz in den Augen, den breiten Mund, das künstliche Etwas, aber was?

Ein Vampir? Ein Roboter? Ferngelenkt, vom Bösen beseelt, blutgierig?

Es kam einiges zusammen, es konnte alles stimmen oder auch nichts. Wieder fiel mir ein, wie dieser Vampir plötzlich klein geworden und dann verschwunden war. Er war einfach weggetaucht, zu einem Etwas geworden, zu einem Neutrum, und dann war er hineingeflogen in eine andere Welt.

Vielleicht in eine andere Dimension, denn ich glaubte nicht, daß er verschwunden war.

Glenda wollte wohl so rasch wie möglich weg, denn sie fragte: »Warum zögerst du, John?«

»Sorry, aber mir gingen gerade gewisse Dinge durch den Kopf, mit denen ich erst noch fertig werden muß.«

»Okay.«

Ich wollte den Kreuz-Test machen. Wie so oft schon. Und meistens hatte ich irgendeinen Erfolg errungen. Es lag auf meiner Hand, war sehr schwer, es wurde noch von meinen Fingern umschlossen, und ich sah selbst, daß meine Faust zitterte.

Den Grund konnte ich mir nicht vorstellen. Es war wie bei einem Menschen, der vor etwas Neuem stand. Vielleicht fürchtete ich mich auch davor…

Noch ein letzter Blick auf das Gesicht, den Mund. Er war nicht ganz geschlossen. Ich legte den Kopf etwas schief und schaute gegen den Oberkiefer, um zu sehen, ob sich dort zwei Vampirzähne abzeichneten. Zu entdecken war nichts, aber rechnen mußte man mit allem.

Einen Moment später lag das Kreuz frei.

Und noch in derselben Sekunde begann es.

Ein unheimliches Heulen und Pfeifen war zu hören. Irgendwo in der Ferne brauste etwas auf, dann heran. Für einen Moment fühlte ich mich von der Leiche weggerissen. Ich sah sie perspektivisch verzerrt und sehr weit von mir entfernt. Zudem schräg auf der Bahre liegend, um mich herum war alles anders geworden.

Das Pfeifen steigerte sich zum Sturm, der wiederum zu einem Orkan.

Ich hielt das Kreuz fest, das anfing zu zittern. Aber ich konzentrierte mich auch auf die vor mir liegende Leiche. Sie war noch da, aber zugleich auch weg, denn sie befand sich auf dem Weg ins Nirgendwo. Sie raste durch und in eine andere Welt. Sie war plötzlich klein geworden, sie war nicht mehr zu fassen, und sie entschwand meinen Blicken. Ein Heulen und Pfeifen umjammerte mich, und die verletzte Person wurde zu einem kleinen Etwas, zu einer Figur, die in ein Comic-Heft gehört hätte, aber nicht mehr in die Wirklichkeit.

Ob es Sekunden später war, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls hörte das Heulen auf. Eine eisige Stille umgab uns, als würde sie von den Knochenhänden des Todes ausströmen.

Mein erster Blick galt Glenda Perkins. Sie stand da und hatte die Hände gegen ihre Wangen gepreßt.

Das Gesicht sah schmal aus, in den Augen flackerte die nackte Panik.

Ich ging zu ihr. Unter meiner Berührung schrak sie zusammen. »John, was war das?« hauchte sie.

»Es ist vorbei«, flüsterte ich. »Du brauchst keine Angst mehr zu haben. Die Dinge sind gelaufen.«

»Sie ist weg, nicht?«

»Ja.«

»Aber… aber… dafür muß es doch eine Erklärung geben. Sie kann nicht einfach verschwinden…«

»Es gibt sie sicherlich auch, nur«, ich hob die Schultern, »bin ich im Moment sehr hilflos. Ich könnte dir auch nicht sagen, wohin sie verschwunden ist. Ich weiß nur, daß mein Kreuz irgend etwas in ihr oder bei ihr ausgelöst hat, und das konnte sie nicht verkraften. Es hat sie überfallen, es hat sie mitgerissen und dabei verzerrt.«

»Ja, sie wurde kleiner«, murmelte Glenda, »und sie ist dann in etwas hineingezogen worden, mit dem ich nicht zurechtkomme. Sie ist einfach verschwunden, da muß sich… muß sich… eine andere Welt ihr gegenüber geöffnet haben, denke ich.«

»Das kann sein.«

Glenda schluckte. Ihre Augen wurden groß und staunend. »Unter Umständen eine andere Dimension?«

»Das ist auch möglich.«

Glenda wischte über ihre Augen. Dann lehnte sie sich gegen mich. »Halte mich bitte nicht für ängstlich, John«, flüsterte sie, »aber ich habe Angst, große Angst. Ich spüre einen Druck, der mir beinahe den Atem nimmt. Ich komme damit nicht zurecht. Ich habe den Eindruck, als würde etwas auf mich einströmen, mit dem ich nicht mehr fertig werde. Es ist alles so anders geworden. Ich habe das Gefühl, daß etwas in unsere Welt hineingerast ist, mit dem ich nicht zurechtkomme. Etwas Fremdes, etwas, von dem wir beide noch nichts gehört haben.«

»Das kann sein.« Ich ärgerte mich selbst über die Antwort, aber ich

war einfach nicht in der Lage, ihr eine andere zu geben. Auch ich fühlte mich hilflos, und ich merkte auch, daß mein Herz schneller als gewöhnlich schlug.

Daß Glenda plötzlich lachte, verwunderte nicht mal. Sicherlich mußte sich die Spannung erst freie Bahn verschaffen. »Weißt du was, John?« Sie lachte weiter, um dann tief Luft zu holen. »Es ist ja so. Ich… ich… oder wir müssen ja dem Arzt noch eine Erklärung über das geben, was geschehen ist. Dieser Walcott wird durchdrehen, der begreift die ganze Welt nicht mehr. Der wird uns erklären, daß wir die Leiche gestohlen haben.«

»Und wo sollte sie sein?«

»Weggezaubert.« Sie lachte wieder. Es wurde als schrilles Echo von den glatten Wänden zurückgeworfen. Für einen Moment schloß sie die Augen und holte tief Luft.

Ich trat dicht an die Bahre heran und schleuderte das Tuch zur Seite. Vor mir lag die leere Unterlage. Keine Tote mehr, wir hatten uns nicht geirrt. Sie war verschwunden, einfach weg, als hätte man sie fortgerissen.

»Was willst du jetzt tun, John?«

»Ich hole Walcott.«

Glenda verdrehte die Augen, bevor sie gottergeben nickte. »Ja, das kannst du tun, aber ich bleibe trotzdem hier. Schließe nur nicht die Tür.«

»Keine Sorge.«

Als ich ging, schüttelte Glenda den Kopf. Dr. Walcott hatte schon auf mich gewartet. »Na, haben Sie alles gesehen?« rief er mir mit forscher Stimme zu.

»Ja.«

Er kam auf mich zu. »Kommen Sie bitte mit«, bat ich ihn. »Ich möchte Ihnen etwas zeigen.«

»Da bin ich aber gespannt.«

Er war nicht nur gespannt, er war sprachlos und entsetzt, als er auf die leere Bahre starrte. In seinem Kopf mußten die Gedanken querschießen, denn so etwas hatte er noch nicht erlebt. Er schnappte nach Luft, dann kriegte er einen roten Kopf und starrte mich aus kurzer Entfernung an. »Was haben Sie mit der Toten gemacht, Sinclair?«

»Nichts.«

»Erzählen Sie doch keinen Mist!«

»Sie ist verschwunden, Doktor!«

Er sah aus, als wollte er mich angreifen. Selbst in dieser kalten Leichenhalle bekam er Hitzewellen.

»Ich sage Ihnen was, Sinclair. Wenn Sie mich hier verarschen wollen, dann haben Sie sich den Falschen ausgesucht. Ich lasse mich von

Ihnen nicht fertigmachen.« Er deutete mehrmals mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die leere Bahre. »Wer immer Sie auch sein mögen und welche Funktion Sie auch immer einnehmen, hier bin ich der Chef, und ich will wissen, was mit der Toten geschehen ist!«

»Begreifen Sie endlich, daß es Sie nicht mehr gibt, verdammt noch mal!«

»Das sehe ich ja. Aber es muß einen Grund dafür geben. Oder können Sie zaubern, Sinclair? Sind Sie besser als David Copperfield? Es ist nämlich unmöglich, eine Leiche aus diesem Raum zu entführen, ohne daß wir es mitbekommen hätten.«

»Eben, Sie sagen es.«

»Wo ist sie dann?« fauchte er mich an. Sein Gesicht rötete sich zusehends. Er hatte die Tür nicht ganz geschlossen.

Der Klang seiner Stimme war auch von seinen Kollegen gehört worden, sie hatten sich an der Tür versammelt, starrten in den Raum, wagten aber nicht, sich einzumischen. Und sie hörten auch zu, was ich dem Arzt sagte: »Sie müssen es in diesem Fall hinnehmen, daß die Leiche verschwunden ist.«

»Aber ich kann es nicht!« Er schlug sich selbst gegen die Stirn. »Das ist gegen alle Gesetze.«

»Es stimmt.«

»Dann erklären Sie mir…«

Ich blieb ruhig. »Dr. Walcott, es gibt Gesetze, die manchmal aufgehoben werden können. Da spielt plötzlich die Physik keine Rolle mehr, weil sie von einer anderen Kraft überdeckt wurde. Mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen, und wahrscheinlich wissen Sie auch, mit wem Sie es bei mir zu tun haben.«

»Ja, ja«, sagte er, und es war mehr ein Knirschen. »Mit einem Mann, der sich um Dinge kümmert, die nicht mehr so richtig zu begreifen sind. Ich kenne Ihren Ruf.«

»Dann akzeptieren Sie ihn bitte.«

»Das tue ich auch.« Er nickte heftig. »Wo ist dann das Problem?«

»Die Leiche! Die verschwundene Leiche ist genau das Problem, Mr. Sinclair.« Sein Blick war fordernd. »Und Sie werden mir sicherlich sagen können, wohin sie verschwunden ist oder zumindest, was mit ihr passierte.«

»Ich könnte Ihnen die Frage zum Teil beantworten, aber ich werde es nicht tun. Ich muß Sie nur mit aller Nachdrücklichkeit bitten, gewisse Tatsachen auch ohne Erklärung zu akzeptieren. Mehr möchte ich nicht, das ist alles, Doktor.«

»Das verlangen Sie einfach so?«

»Ja, das verlange ich!«

Er rang nach Worten. »Also… also… so etwas hat mir noch nie jemand gesagt. Ich bin hier der Chef, ich bin Mediziner. Ich kann nicht

von Ihnen die Belehrungen annehmen, das ist…«

»Es sind keine Belehrungen.«

»Das sagen Sie.«

»Und dabei bleibt es, Doktor!«

Er unternahm noch einen letzten Versuch und erklärte mir, daß er sich beschweren wollte.

»Das steht Ihnen frei, aber Sie werden damit nicht durchkommen. Ich möchte unbedingt auf meinen Kompetenzen beharren, ich tue es auch nicht gern, in diesem Fall allerdings bleibt mir nichts anderes übrig - sorry.«

Er knirschte mit den Zähnen. »Ihr Ruf hat sich bereits herumgesprochen.«

»Dann wissen Sie ja Bescheid.« Ich nickte Glenda zu. Uns beide hielt hier nichts mehr. An den anderen Mitarbeitern der Pathologie gingen wir vorbei. Sie schauten uns an, niemand stellte eine Frage, und auch der Mann an der Anmeldung sagte nichts.

Wir verließen die Leichenhalle und atmeten tief durch. Die frische Luft tat gut. Uns kam der Himmel plötzlich sehr klar und wunderschön vor. Glenda Perkins hakte sich bei mir ein. »Welch eine Nacht«, flüsterte sie.

»Ja, du hast recht.«

»Und sie ist noch nicht vorbei.« Ich nickte.

»Weißt du, daß ich Angst habe, John? Ich habe Angst davor, allein zu bleiben.«

»Soll ich bei dir übernachten?«

Sie lächelte verloren. »Ich hatte es dir vorschlagen wollen, aber es ist wohl nicht nötig.«

Ich wußte, daß Glenda log und erkundigte mich, ob sie noch eine zweite Zahnbürste hätte.

»Schon…«

»Dann bleibe ich bei dir. Du bist betroffen, ich ebenfalls. Wir beide haben den Killer gesehen, und ich könnte mir vorstellen, daß er keine Zeugen mag.«

»Ja, das denke ich auch…«

***

»Du mußt etwas essen, Till!«

»Ich habe keinen Hunger!«

»Doch, iß etwas!«

»Nein.«

»Sonst gehst du sofort ins Bett. Du kannst nicht immer nur in deiner komischen Computerwelt schwimmen. Sie ist nicht das Leben. Das Leben besteht zumeist aus anderen Dingen, und dazu gehören nun mal Essen und Trinken.« Wilma Wesley schlug mit der flachen Hand auf

den Tisch. In der letzten Zeit hatte sie sich sehr über ihren Sohn geärgert. Wenn nur der Vater hier gewesen wäre, der aber war seit einigen Monaten auf einer Baustelle in Asien, und es war nicht mal sicher, ob er über Weihnachten nach London kam. Er hatte vor zwei Tagen angerufen und erklärt, daß es auf der Baustelle Probleme gäbe, die er als Leiter auszubaden hatte.

Er war es auch gewesen, der seinem Sohn den Computer mit dem neuen CD-ROM-Laufwerk geschenkt hatte. Seit diesem Tag war Till Wesley verändert. Er war versunken in seine neue Welt. Er kannte nichts anderes mehr. Der zwölfjährige Till war dieser Faszination voll und ganz erlegen. Ein künstliches Tier mit dem Namen Maus war für ihn zum wichtigsten Begleiter geworden.

»Ich bin aber satt, Mummy.«

»Satt?« Wilma Wesley lächelte. »Wie kannst du satt sein, wenn du kaum etwas zu dir genommen hast?«

»Ich habe das Brot gegessen.«

»Eine Scheibe.«

»Und die Gurke.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das ist für Jungen in deinem Alter viel zu wenig.«

»Ich brauche aber nicht mehr.«

Wilma spürte, daß sie sich wieder auf dem Rückweg befand. »Dann nimm wenigstens etwas von dem Nachtisch.«

»Was ist es denn?«

»Pflaumenmus, selbstgemacht. Es sind die Pflaumen aus dem Sommer, die dir so geschmeckt haben.«

Till lächelte. »Gut, Mum, die nehme ich.«

»Okay.« Wilma stand auf. Der Topf mit dem Mus stand auf der Fensterbank. Durch die Scheibe schaute sie für einen Moment in den Garten, der von ihr vorweihnachtlich geschmückt war. Lichtergirlanden hingen in den Bäumen, und auch eine Fichte war mit kleinen Lichtern geschmückt worden. Wilma dachte daran, daß sie und ihr Sohn über Weihnachten wahrscheinlich allein waren. Einige Male schluckte sie, nahm den Steinguttopf und stellte ihn auf den Tisch. Der gebogene Löffelstiel schaute aus der Öffnung des Deckels hervor. Teller nahm sie vom Küchenregal, denn auch sie wollte etwas von diesem Mus essen.

Während sie die Teller füllte, schaute sie ihren Sohn an. Er war erst zwölf, aber er wirkte schon so erschreckend erwachsen. Es mochte daran liegen, daß er in den letzten vier Wochen so stark in die Höhe geschossen war, und sein blondes Haar schien dabei noch heller geworden zu sein. Das Gesicht hatte seinen kindlichen Ausdruck verloren, und die blauen Augen über der kleinen Nase blickten für einen Jungen seines Alters eigentlich zu ernst. Er trug ein Jeanshemd

von seinem Vater, es paßte ihm bereits, nur die Jeans wären ihm noch zu lang und auch zu weit gewesen. Da hatte er seine eigenen an.
»Gut, Mum, gut…«
»Ich denke, du ißt das Mus so gern.«
»Aber auch morgen und übermorgen.«
Sie lächelte, setzte sich, schob ihrem Sohn den Teller zu, auf den sie auch den kleinen Löffel gelegt hatte.
Till aß. Diesmal hatte er wirklich Appetit. Zwischendurch schaute er hoch und blickte seine Mutter dabei an, die bei jedem Kontakt lächelte.
»Schmeckt es dir, Junge?«
»Klasse.«
»Das wußte ich.«
Es war wieder einer dieser Abende, wo Wilma Wesley hätte heulen können. Wahrscheinlich würde sie es auch tun, wenn sie allein war. Die Trennung von ihrem Mann fiel ihr doch schwerer, als sie gedacht hatte, obwohl sie ja gewußt hatte, wen sie heiratete, aber je mehr Jahre vergingen, um so schwerer fielen ihr die langen Pausen. Besonders jetzt, wo Till Wesley älter wurde, hätte er einen Vater gebraucht, und sie beschloß, im nächsten Jahr mit Ralph zu reden, ob er nicht einen Job im Inland annehmen konnte.
Till sprach beim Essen. »Mum, du siehst so traurig aus. Was ist los?«
»Ich denke an deinen Vater.«
»Der kommt doch bald.«
»Ja, du hast recht, aber die Zeit wird mir sehr, sehr lang. Ich vermisse ihn.«
»Ich auch, Mum.«
Sie faßte über den Tisch nach seiner Hand. »Dann werden wir beide zusammenhalten müssen, Till.«
»Wobei denn?«
»Das kann ich dir sagen, Junge. Ich möchte, daß Daddy nicht mehr für Monate wegfährt. Ich will, daß er eine andere Arbeit annimmt und zu Hause bleibt.«
»Hier? Für immer?«
»Jaaa«, sie hatte das Wort gedehnt, dann schränkte sie ein. »Wenn er weg ist, nur für einige Tage, das wäre besser.«
»Würde mir auch gefallen.«
Wilma lächelte. »Dann sind wir einer Meinung, Till?«
»Immer.«
Über den Tisch hinweg reichte sie ihrem Sohn die Hand, die er nahm und drückte. »Soll ich dir noch helfen, Mum?«
Sie winkte ab. »Das macht die Spülmaschine.«
»Und was tust du danach?«
»Ich werde duschen gehen, mich in den Bademantel kuscheln, auf die

Couch setzen und in die Glotze schauen. Heute kommt ein Film, der mich interessiert.«

»Ist es ein neuer Film?«

»Nein, ein alter aus Hollywood. Ein richtiger Liebesfilm. Die sehe ich ja gerne.«

»Ich muß in mein Zimmer.«

Wilma hob die Augenbrauen. »Vor deinen Computer, denke ich mal - oder nicht?«

»Doch, du hast recht.«

»Und es ist sehr wichtig.«

»Klar.«

»Was ist daran so wichtig?«

»Das Programm.«

»Neu?«

»Nicht ganz, aber es ist nicht einfach, damit zurechtzukommen. Ich könnte es dir erklären und…«

Wilma Wesley hob beide Hände. »Um Himmels willen, nein, das sollst du nicht, ich komme damit nicht zurecht.«

Till blieb beim Thema. »Ein CD-ROM-Programm.«

»Was heißt das?«

Till staunte. »Willst du wirklich wissen, was CD-ROM bedeutet, Mummy?«

»Ja, erkläre es mir. Ich möchte schließlich wissen, womit sich mein Sohn beschäftigt.«

»Gut, Mum, gut. CD-ROM ist eine Abkürzung. Es bedeutet Compact Disc Read Only Memory. Wie eine Audio-CD kann sie nicht bespielt werden. Auf der CD-ROM sind Daten für Ton, Bild, Text und auch für die Grafik gespeichert. Um sie abspielen zu können, brauche ich einen DOS-Rechner mit einem Prozessor der 386er-Klasse oder einen Apple-Computer mit gewissen Systemen, unter anderem…«

»Hör auf, bitte, Till, hör auf!«

Der Junge lächelte. »Warum denn? Du wolltest doch wissen, was hier geschehen ist.«

»Ja, das schon, aber du wirfst da mit Fachausdrücken um dich, die ich nicht begreife.«

»Sie gehören dazu, Mum.«

»Für dich.«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht nur für mich, sondern für alle, die damit zu tun haben. Es ist wirklich toll. Ich… ich… kann mit der Maus in ganz neue Dimensionen vordringen, in bestimmte Universen, das ist einfach irre.«

Wilma schüttelte den Kopf. »Himmel, du kannst über nichts anderes mehr reden.«

»Das ist meine Welt.«

Wilma legte den Kopf schief. »Okay, es ist deine Welt, ich habe das mittlerweile akzeptiert. Aber du solltest nicht vergessen, daß es außer deiner Welt noch eine andere gibt.«

»Das weiß ich.«

»Deine Schule, dein Sportverein.«

»Da gehe ich nicht mehr so oft hin.«

»Schade.«

Till hob die Schultern. »Ich… ich… habe mir die Knochen blau treten lassen. Die meisten Fußballer sind nur Klopper. Die haben gar keine Technik mehr.«

»Die du aber hast?«

»Ja.«

»Gut, dann könntest du es doch in einem anderen Verein versuchen.«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe mich entschlossen, nicht mehr hinzugehen, Mum. Ich will mich schon auf meinen Beruf vorbereiten.« Er lachte plötzlich. »Ich habe schon Kontakte hergestellt. Es gibt hier eine Firma, die Software vertreibt. Da kann ich bald stundenweise arbeiten…«

»In deinem Alter?«

»Das ist ja keine richtige Arbeit, Mum. Mir macht es eben Spaß. Ich lerne die neuesten Techniken kennen. Du weißt ja, wie schnell in dieser Branche alles überholt ist.«

Wilma Wesley konnte über die Worte ihres Sohnes nur den Kopf schütteln. Wie er redete, das klang, als hätte ein Erwachsener gesprochen. Sie kam damit nicht zurecht. Dabei zählte sie sich mit ihren fünfunddreißig Jahren nicht eben zur älteren Generation. Aber diese Sprünge in der Entwicklung konnte sie nicht nachvollziehen.

»Das ist mir wohl etwas zu hoch, Till.«

»Muß nicht sein, Mummy. Ich kann dich gern in die Materie einweisen, wenn du willst.«

Sie hob beide Arme und winkte ab. »Um Himmels willen, das ist nichts für mich.«

»Schade. Dabei könntest du die Daten-Autobahnen sogar nutzen, Mum.«

»Bitte wen?«

»Daten-Autobahnen. Das ist eine Vernetzung zahlreicher Programme. Du brauchst, wenn du Informationen haben willst, das Haus gar nicht mehr zu verlassen. Du kannst deine Lebensmittel, deine Kleidung, eigentlich alles per Computer einkaufen. Das ist echt eine Schau, und die Entwicklung geht immer weiter.«

Auf die Lippen der Frau stahl sich ein verloren wirkendes Lächeln. »Und wo endet sie?«

»Das kann noch niemand sagen.«

»Hoffentlich nicht im Chaos.«

»Nein, Mum, unmöglich. Der Computer ist ja da, um das Chaos zu ordnen. Auch wenn es dir chaotisch vorkommen mag, aber ich kann durch meine Tat bestimmen, in welchen Teil des Programms ich hineingehen will. Das ist alles genau geregelt, Mum. Nichts ist dem Zufall überlassen. Ich kenne mich da aus.«

Sie nickte einige Male. »Ja, ja, ich sehe schon, Junge, du bist mir überlegen.«

»Nur darin.« Er stand auf und schob seinen Stuhl zurück. »So, jetzt darf ich gehen, nicht?«

»Ich kann dich nicht halten.«

Till lief um den Tisch herum und drückte seiner Mutter einen Kuß auf die Wange. Sie freute sich darüber.

Der Junge verließ die Küche. Da ihr Haus ein kellerloser Bungalow war, verteilten sich die Räume auf einer Ebene. Tills Zimmer lag im hinteren Teil des Hauses.

Wilma betrat das Zimmer nur zum Putzen. Sie hatte den Eindruck, als befände sich Till in einer anderen Welt, auch wenn er zu Hause war. Er lebte in einer kalten und wenig menschlichen Atmosphäre.

Wenn sie daran dachte, kriegte sie eine Gänsehaut…

***

Till Wesley legte seine Hand auf die Türklinke und spürte den Bogen der Spannung, der ihn erfaßt hielt. Es war wie immer, wenn er vor seinem Reich stand, und das Zimmer war für ihn nur das Reich. Er lebte darin, es gefiel ihm unwahrscheinlich gut, er kam damit zurecht, es war einfach seine Welt.

Er liebte sie…

Der Raum war nicht dunkel. Eine kleine Lampe gab ihr weiches Licht ab. Sie stand neben seinem Schreibtisch, so daß ihr Schein nicht blendend auf den Monitor fiel, sondern daran vorbeistrich, aber noch genügend Helligkeit zurückließ. Ein bequemer Stuhl und ein Drucker waren ebenfalls vorhanden, und das Bett sowie der Schrank standen im Rücken des Jungen.

Noch vor einem Jahr waren die Wände mit den Bildern der Superhelden beklebt gewesen. Das hatte sich verändert. Jetzt bedeckten Plakate mit den neuesten Errungenschaften der Computer-Industrie die Wände. Er hatte eben eine gewisse Entwicklung durchgemacht, und das allein zählte.

Leise schloß er die Tür. Über den weichen Teppichboden ging er auf seinen Arbeitsplatz zu und an ihm vorbei, denn es gefiel ihm nicht, daß die Vorhänge noch offen waren. Niemand sollte in sein Reich hineinschauen können, wenn er sich vor den Apparat setzte, um einzutauchen in eine faszinierende Welt, die ihm die CD-ROM eröffnet hatte.

Nicht jede CD-ROM, sondern eine bestimmte, eine ganz bestimmte, die er sogar kostenlos bekommen hatte. Jemand hatte sie ihm geschenkt, als er über einen Trödelmarkt gegangen war. Er konnte sich an den Mann nicht erinnern, er hatte ihn zwar gesehen, aber das Bild war aus seinem Gedächtnis gelöscht worden.

Ein düsteres Gesicht, eine Gestalt wie ein Schatten, mehr war da nicht gewesen.

Aber er hatte das Erbe, die CD-ROM. Und noch nie in seinem Leben hatte er so etwas erlebt. Das war keine digitalisierte Welt mehr, das war schon etwas Besonderes, das war Zukunft, da vermischten sich Zeiten und Welten, und Till wußte nicht mehr, ob er die Wirklichkeit erlebte oder etwas anderes, das in die Realität hineingetaucht war und von ihr Besitz ergriffen hatte.

Jedenfalls war es faszinierend, und zugleich eine Faszination des Bösen.

Das aber wußte er nicht genau, er kam damit nicht zurecht, die Begriffe Recht und Unrecht verwischten bei dem Zwölfjährigen, und er sah sich zwischen den Fronten.

Aber er würde nie aufhören wollen. Es hatte ihn gepackt, und es würde ihn so leicht nicht loslassen.

Ein Leben lang nicht, denn die Technik ging weiter, immer weiter, und er, Till Wesley, wollte daran teilhaben.

Der Junge ließ sich auf dem Drehstuhl nieder. Es war ein bequemer Stuhl, in der Höhe verstellbar und auch gut gepolstert. Sein Vater hatte ihm das Möbel bei seinem letzten Besuch gekauft, weil er der Meinung war, daß man gut sitzen mußte, wenn man schon so viel Zeit vor dem Computer verbrachte.

Ein seufzender Atemzug drang aus Tills Mund, als er den Platz einnahm und dann die Beine ausstreckte.

Noch war der Computer kalt. Ein fremdes Stück Welt, vor dem der Junge saß, das er aber bald mit Leben erfüllen wollte.

Er schaltete den Computer ein.

Ein leises Summen erklang.

Eine Melodie, zumindest für ihn…

Er lächelte.

Und er war bereit, in die neue, faszinierende Welt einzutauchen. Sie manipulieren zu können. Sich gleichzeitig von ihr mitreißen zu lassen. Hineinzugleiten in das Grauen.

Er würde den Tod auf die Reise schicken.

Hier und draußen…

***

»Es ist lange her, daß du bei mir gewesen bist«, sagte Glenda Perkins, als ich mich gesetzt hatte.

»Wie lange?«
»Monate.«
»Dann gib wenigstens zu, daß du mich vermißt hast.«
Sie ging zur Tür, warf mir dabei einen schrägen Blick zu und verschwand aus dem Raum. Ich wußte, daß sie in der Küche frischen Kaffee kochen würde. Die Zeit nutzte ich, holte mir das Telefon herbei und rief Suko an, denn er mußte ebenfalls informiert werden.
Natürlich war er überrascht, als ich ihm von den Vorgängen berichtete. »Was kann man denn da tun?«
»Ich weiß es nicht.«
»Und du hast auch keine Ahnung, wie der Killer und sein Opfer verschwinden konnten?«
»Bis jetzt noch nicht.«
»Dann bleibt die Magie.«
»So ist es.«
Ich hörte Suko scharf atmen. »Verdammt noch mal, das kann in die Hose gehen.« Er räusperte sich.
»Stell dir vor, dieser Killer mordet weiter. Es ist jemand, der erscheint und dann wieder verschwindet. Er taucht unter, er rutscht hinein in seine Welt, aber keiner von uns weiß, wo diese Welt liegt, zum Teufel!«
»Teufel ist nicht schlecht.«
»Du denkst, daß er…«
»Ich denke erst mal gar nichts, Suko. Ich will nur herausfinden, was da geschehen ist.«
»Wo bist du denn?«
»Bei Glenda.«
Er schwieg. Wahrscheinlich staunte er auch. »Soooo«, dehnte er nach einer Weile.
»Sie kann in Gefahr sein.«
»An etwas anderes habe ich auch nicht gedacht.«
»Klar, wie auch…«
Er lachte. »Mich brauchst du im Moment nicht. Obwohl sechs Augen mehr sehen als vier.«
»Nein. Sollte es soweit sein, sollte sich irgend etwas ereignen, gebe ich dir Bescheid.«
»Aber verlange nicht, daß ich wach bleibe.«
»Nein, nein, ruh dich aus.«
»Mach's gut.«
»Danke, du auch.«
Ich hatte kaum aufgelegt, als Glenda aus der Küche zurückkam. Sie trug das Tablett mit den beiden Tassen und der Kanne dazwischen. »Wetten, daß du mit Suko telefoniert hast?«
»Die Wette hast du gewonnen!«

Glenda stellte das Tablett ab. »Und? Was hat er gesagt?«
Ich hob die Schultern. »Was hätte er sagen können? Im Prinzip nichts, denke ich. Er ist ratlos und wird wohl außen vorbleiben, denke ich. Nur wir beide sind eingespannt. Wir erleben das Grauen hautnah.«
Glenda hatte den Kaffee eingeschenkt. Sie saß mir gegenüber, hielt die Tasse hoch und schaute hinein, ohne zu trinken. Als sie die ersten Schlucke nahm, überlief sie ein Schauer, trotz des heißen Kaffees. »Ich komme damit nicht zurecht, John. Ich packe es einfach nicht. Ich kann mir einfach keinen Reim darauf machen, wie es möglich ist, daß zuerst der Killer und dann sein Opfer verschwinden.«
»Das Kreuz trug daran die Schuld.«
»Ja, das stimmt.« Sie nickte und schaute zu, wie ich die ersten Schlucke probierte »Aber warum? Welche Macht übt das Kreuz aus, daß es sie nur vertreibt und nicht vernichtet. Da ist etwas, mit dem ich nicht zurechtkomme. Der Fall ist nicht logisch? Nur entdecke ich hier eine Unlogik, mit der ich einfach nicht zurechtkomme. Ich weiß mir keinen Rat mehr. Wenn ich über dein Kreuz nachdenke, komme ich zu dem Entschluß, daß es die fremden Mächte zerstört. Aber das hat es hier nicht getan. Oder bist du anderer Meinung?«
»Nein.«
»Der Killer und sein Opfer sind einfach verschwunden. Wir hörten das Heulen, dann erfaßte sie ein Sog, sie wurden kleiner und kleiner und waren dann ganz weg. Wohin, John? Wohin sind sie verschwunden?« Glenda hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«
»Und ich kann nur raten.«
»Dann sag es.«
»Sie stecken in einer anderen Dimension. In einer Welt, in die wir keinen Einblick haben.«
»Und davon gibt es viele«, murmelte Glenda.
»Sicher.«
Sie sprach weiter. »Mir kamen sie künstlich vor.« Als sie meine gerunzelte Stirn sah, nickte sie noch einmal. »Ja, künstlich. Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll. Ich versuche es mal mit einfachen Worten. Wenn ich davon ausgehe, daß die Dämonen, die ich kennengelernt habe, aus, ich sage ruhig mal, Fleisch und Blut sind, dann war es der Killer nicht. Und auch nicht sein Opfer. Das waren andere Gestalten, Figuren, wie ausgeschnitten.«
»Wie aus dem Comic?«
Glenda überlegte, dann verneinte sie. »Nein, das stimmt auch nicht. Es gibt da andere Dinge. Ich will nicht sagen, daß sie besonders scharf konturiert waren, ist ja alles Quatsch, zudem habe ich Britt Owens als einen normalen Menschen kennengelernt, sie kann also kein Kunstgeschöpf gewesen sein…«

»Später denn?«

Glenda Perkins starrte mich an und nickte. »Ja, du hast recht, John. Später ja.«

»Als du sie auf der Bahre gesehen hast?«

»Auch dann nicht. Genau in dem Augenblick, als die Kraft des Kreuzes sie erreichte. Da hatte ich den Eindruck, als wäre sie zu einer anderen geworden, obwohl sie noch gleich aussah. Es ist komisch, verrückt, nicht zu begreifen, aber nur so komme ich der Sache näher. Als sie weggezogen wurde, da war sie für mich keine normale Leiche mehr. Ich glaube nicht, daß du das verstehen kannst, aber versuche es.«

»Die Überlegungen sind nicht schlecht«, gab ich zu. »Hast du dir denn auch darüber Gedanken gemacht, zu was sie geworden ist?«

Glenda schaute gegen die Regalwand. »Wobei wir wieder am Beginn wären«, sagte sie leise.

»Zu einer Figur«, half ich ihr.

Sie hob die Schultern, zog die Stirn kraus und dachte scharf nach. Dann schnickte sie mit den Fingern. »Jetzt weiß ich es. Zu einer Figur, wie man sie manchmal auf den Bildschirmen der Computer sieht. Wie aus einem Computerspiel entlassen.«

Ich schwieg, denn diesmal war ich überrascht. Die Worte gingen mir durch den Kopf. Ich kannte mich mit diesen Computerspielen nicht besonders aus, wußte aber, daß die Technik voranschritt und diese Spiele immer lebensechter wurden. Man konnte die Bilder oft genug nicht mehr von echten Aufnahmen unterscheiden. Besonders bei den neuen Action-Filmen wurde diese Technik eingesetzt, ich brauchte da nur an Jurassic Park zu denken, ein Film, der zum größten Teil von den Rechnern hergestellt worden war. Bei ihm hatte man kaum unterscheiden können, was echt oder was aus der Technik kam.

»Kannst du dich damit anfreunden, John?«

»Tja, es ist eine Theorie.«

»Alles sind Theorien.«

»An diese habe ich nicht mal gedacht.«

»Es kann, muß aber nicht sein.«

Ich hatte schon weiter gedacht. »Ein Killer aus dem Computer«, murmelte ich. »Das ist ein Hammer.«

»Ja und nein. Eine Figur, die sich aus dem Programm löst, sich selbständig macht und mordet. Nimm es hin, John, oder lach mich aus. Ich weiß es nicht.«

»CD-ROM«, murmelte ich.

»Zum Beispiel.«

Ich senkte den Blick. »Und wer steckt dahinter, Glenda?«

»Keine Ahnung.«

»Ein Konzern?«

Sie hob die Schultern.
Ich zählte einige Namen auf, die mir einfielen. Glenda sagte etwas Schlaues.
»Du wirst kaum hingehen und die anderen fragen können, John, das glaube ich nicht. Man wird dir keine Antworten geben. Und es muß auch nicht so sein, daß irgendwelche Firmen sich dahinter verbergen. Sie sind zwar technikgeil, aber sie werden sich kaum in die Nesseln setzen und derartige Programme erfinden. Wie soll sie auch?«
»Ja, das stimmt.«
»Da steckt jemand anderer dahinter.«
»Wer? Ein Dämon, der es plötzlich gelernt hat, mit dem Computer umzugehen?«
Glenda Perkins lachte nicht mal. Sie blieb sehr ernst und nickte auch. »Du wirst es kaum glauben, John, aber das könnte durchaus so gewesen sein.«
Ich stand auf. Das wollte ich mir durch den Kopf gehen lassen. Glendas Theorie eröffnete zahlreiche Möglichkeiten, für die ich auch keine Lösung fand, als ich durch das Fenster auf den Hof schaute, wo sich die Dunkelheit wie ein Vorhang zusammenballte.
Alles ist möglich. Alles befindet sich im Fluß. Nichts bleibt, wie es ist. Alte Werte werden vergehen, und die Menschen werden sich an die neuen gewöhnen müssen. Dabei mußten sie achtgeben, wer diese Werte aufstellte. Wenn es die Konzerne taten, war das nicht gut für alle Menschen, denn die Firmen wollten verdienen. Sie waren daran interessiert, den gläsernen Verbraucher zu schaffen, ebenso wie manche Politiker den gläsernen Menschen schaffen wollten.
Ich drehte mich wieder um.
Glenda schaute mich an. Ich sah, daß es ihr nicht gutging. »Ich habe Angst, John«, flüsterte sie…

***

Till Wesley starrte auf den Monitor. Seine Augen leuchteten. Die linke Hand lag auf der Schreibtischplatte, die rechte schwebte über der Maus, berührte sie aber noch nicht.
Innerlich fieberte er. Die Szene auf dem Monitor schrie förmlich nach Action. Ein Raum, fast leer.
Ein Bett, ein Schrank, das war alles. Dann eine Gestalt, die auf dem Bett lag. Ein nacktes, kaltes, schreckliches Wesen, grau-violett von der Farbe her und mit Augen, in denen kalte Lichter glühten.
Er ruhte.
Nicht mehr lange, dachte Till und lächelte.
Auf dem Schirm lauerte die Maus, um in Bewegung gesetzt zu werden. Noch war sie ruhig, dann aber stellte Till den Kontakt her und fuhr mit der Computermaus auf die liegende Gestalt zu.

Ein Klick war zu hören.
Plötzlich fuhr die Gestalt in die Höhe. Sie wuchtete aus dem Bett nach oben, sie war dreidimensional und füllte die mittlere Leere des Raumes völlig aus. Sie war riesig geworden, zu einem regelrechten Monstrum. Eine Figur, wie sie nur eine schreckliche Phantasie hervorbringen konnte. Nichts war mehr von ihrer Kleinheit oder Winzigkeit zu sehen, als sie auf dem Bett gelegen hatte. Jetzt war alles anders geworden, den Schirm füllte das Monstrum aus. Der Junge konnte ihm ins Gesicht schauen. Er sah darin das Kalte, Böse, mit Augen, die keine mehr waren, sondern eisige Totenlichter.
Ein weit aufgerissenes Maul, eine Zahnreihe, die nicht gleich war, denn aus der oberen hervor wuchsen die langen Reißer, die wie Stifte in die Tiefe zeigten.
Der Tod in anderer Form!
Till saß ganz ruhig. Er spürte die Welt um sich herum nicht mehr, aber er fühlte die Gedanken des anderen, die in seinen Kopf eindrangen und von ihm Besitz ergriffen.
RAUS! RAUS! ICH WILL RAUS!
Till nickte und spielte mit der Maus. Er dachte intensiv an die Gestalt auf dem Schirm.
Die Maus bekam Kontakt!
Das Monster verschwand.
In seinen Ohren hörte Till ein gewaltiges Brausen, ähnlich wie das Echo eines Wellenschlags, der nicht enden wollte. Er verzog das Gesicht, aber er blieb auf seinem Platz sitzen.
Er schaute zu, wie die Kraft das Monster mitriß, es sehr klein machte und dann verschwinden ließ.
Weg, nicht mehr da!
Till wartete. Er zog die Nase hoch. Er spürte seine Kehle verstopft. Er bewegte den Mund, ohne etwas zu sagen. Sein Blick war starr auf den Monitor gerichtet. Für ihn stand fest, daß der andere nicht verschwunden war. Das Monster würde zurückkehren und zurückschlagen, denn er spielte dieses Spiel nicht zum erstenmal.
Zeit verstrich.
Ohne sich zu bewegen, blieb er auf seinem Platz hocken. Sein Zimmer kam ihm anders vor. Zumindest die Luft. Sie hatte sich aufgeladen und knisterte.
Oder bildete er sich das ein?
Er hatte dieses Monster kennengelernt. Jemand hatte ihm die CD-Rom geschenkt und ihm viel Freude damit gewünscht. Er wußte nicht, ob er sie je haben würde, denn was ihm diese CD-Rom wiedergab, war keine Freude. Im Gegensatz zu seinen anderen war es ihm bei dieser nicht gelungen, sie zu beherrschen. Sie führte ihr eigenes Leben und machte mit ihm, was sie wollte. Zumindest die Figuren. Das hatte er

wieder erleben müssen.

Warten.

Irgendwann würde das Monstrum von seinem Ausflug zurückkehren. Wie und was es mitbrachte, das konnte er nicht sagen. Es war immer für Überraschungen gut. Einmal war es mit einer toten Katze zurückgekehrt. Till war sicher, daß er auch jetzt eine Beute mitbringen würde. Vielleicht einen Vogel, einen Hund, ein Eichhörnchen? Er wollte immer Blut, roten Lebenssaft. Er suchte ihn, er war scharf darauf, er war ein gieriges Etwas und Monstrum, das…

Seine Gedanken brachen ab. Ein Geräusch hatte ihn irritiert. Es war aus dem Computer gekommen.

Wieder dieses ferne Rauschen und Heulen.

In der Tiefe des Bildschirms bewegte sich etwas. Ein winziges Ding, das sich drehte, weiter nach vorn drang und während dieser Bewegung an Größe zunahm.

Eine Gestalt.

Der Killer!

Und plötzlich sprang er in den Bildschirm hinein. Er war da, er sah aus wie sonst, abgesehen vor einer Kleinigkeit. Sein Maul war blutverschmiert, und er starrte dem Jungen aus dem Bildschirm direkt ins Gesicht.

Nur die Fratze war zusehen.

Furchtbar, grauenhaft. Ein gieriges Maul, blutige Zähne, eine Zunge dazwischen, die sich träge bewegte und aussah, als bestünde sie aus grauer Stahlwolle.

Das Gesicht schien den Bildschirm sprengen zu wollen. Für Till sah es aus, als würde sich der Monitor nach vorn bewegen, um im nächsten Augenblick zu platzen.

Der Junge kriegte es mit der Angst zu tun. Seine Hand huschte hektisch über die Platte des Schreibtisches hinweg, bis er die Führungsmaus gefunden hatte.

Durch sie stellte er den Kontakt zu der kleinen Maus auf dem Bildschirm her.

Sie wanderte.

Sie erreichte das Gesicht.

Er bewegte sich hektisch und schaffte es, das Monster wieder normal klein werden zu lassen. Es gehorchte jetzt der Führungsmaus, und mit ihrer Hilfe schob er das klein gewordene Monstrum wieder zurück auf seinen Platz.

Er setzte es auf das Bett.

Dort blieb es sitzen, ohne sich zu bewegen.

Der Junge atmete auf. Er hatte in den letzten Minuten unter einer wahnsinnigen Spannung gestanden. Till war verrückt nach dem Computer, der kam prima damit zurecht. Er hatte ihn immer

beherrscht, doch nun kam er sich vor, als würde der Computer ihn beherrschen. Nein, nicht der Computer, sondern die CD-ROM, die ihm jemand geschenkt hatte. Ein derartiges Machwerk hatte er noch nicht besessen. Er hatte sich bisher von anderen Inhalten faszinieren lassen. Von Musik-CD-ROMs »zum Beispiel« aber diese hier war so anders, so furchtbar anders.

Er schüttelte sich. Mit dem Ärmel wischte er sich den Schweiß aus dem Gesicht und auch den Speichel von den Lippen. Seine Augen waren schwer geworden, auch die Glieder konnte er nicht mehr so locker bewegen, und die Gedanken ließen sich ebenfalls nicht so einfach lenken. Dabei wäre es ein Leichtes gewesen, die CD-ROM herauszunehmen oder sie auszuwechseln. Das aber schaffte er nicht. Auch wenn er es gewollt hätte, das Gehirn gab den Befehl an seine Hände einfach nicht weiter.

So blieb er sitzen.

Das Zimmer war von einer Düsternis erfüllt, die ihm gefiel. Als wäre die Finsternis von draußen hineingekrochen, um alles zu verdecken, die Lichtquellen ausgenommen.

Es war kein richtiges Zimmer mehr, der Raum zwischen den Wänden war zu einer Höhle geworden.

Dunkelheit schmolz zusammen. Die Vorhänge glichen schwarzen Bahnen aus Teer, die nach unten durchhingen und über den Boden streiften.

Er wartete.

Till wußte nicht, worauf er wartete, aber ihm war klar, daß bald etwas geschehen würde.

Und es tat sich was!

Auf dem Bildschirm entstand eine Bewegung. Tills Hand zuckte zur Maus, doch sie berührte sie nicht mal, denn was da vor ihm ablief, konnte er nicht steuern.

Wieder hörte er das Rauschen. Der Hintergrund hatte den Sog aufgenommen, und wenig später sah er, wie sich das Ding vergrößerte und einen großen Teil des Monitors einnahm.

Es war eine Frau.

Eine Frau, die einen Jogginganzug trug, deren Hals von einer großen Wunde bedeckt war, und die in den Bildschirm regelrecht hineinschwamm, um einen bestimmten Platz zu finden.

Zugleich stand der Mörder auf.

Er wartete auf die Frau und schaute zu, wie sie dem Bett entgegenschwebte.

Dann sank sie nach unten. Sie legte sich auf das Bett, und Till schaute fasziniert zu. Fasziniert auch deshalb, weil er selbst nichts dazu tat, er saß einfach nur da, und seine rechte Hand lag wie ein Steinbrocken neben der Maus.

Jetzt bewegte sich auch das Monster. Er beugte sich nach unten, es streckte die Arme aus.

Till bekam noch größere Augen. Er zitterte plötzlich, als sich das Monstrum drehte, wobei es die tote Frau nicht losgelassen hatte. Er starrte auf den Jungen, er blieb starr, aber nicht sehr lang, denn plötzlich ging er nach vorn.

Den ersten Schritt, den zweiten… Es sah so aus, als wollte er den Bildschirm verlassen. Einfach weggehen und keinen anderen mehr sehen.

Er trug die Tote, und er hob seine Arme an. Mit den Händen hielt er die Leiche fest.

Dann schleuderte er sie nach vorn!

Till schrie auf. Er duckte sich, er rollte zurück, riß die Arme hoch, deckte aber sein Gesichtsfeld nicht völlig ab. So konnte er sehen, was passierte.

Die tote Frau wirbelte über den Bildschirm. Sie tanzte dabei wie eine Puppe, sie wurde auch nicht nach vorn geschleudert, sondern drehte sich auf der Stelle, und zugleich hörte Till wieder das Brausen und hohl klingende Pfeifen.

Dann war es passiert.

Die Tote raste weg.

Sie tauchte ein in den Hintergrund, wurde kleiner und kleiner und war verschwunden.

Aber nicht nur sie.

Auch das Monstrum hatte den Bildschirm verlassen. Till Wesley starrte auf die graue Fläche des Monitors. Kein Bild zeichnete sich mehr darauf ab, auch nicht die Umrisse des Zimmers mit seiner kargen Möblierung. Leer, alles war leer…

Wirklich leer?

Till saß da wie ein geprügelter Mensch.

Er starrte ins Leere.

Minutenlang blieb er in dieser Haltung, dann bewegte er sich und hob zunächst den Kopf.

Allmählich erst wurde ihm bewußt, wo er sich befand. Er war aus der anderen Welt hervorgetaucht, sah sich in der Dunkelheit um, zwinkerte, als er in das Licht schaute, preßte die Augen zusammen und lauschte in sich hinein.

Er fing an zu zittern. Bisher hatte er keine Angst verspürt, plötzlich aber war sie da. Sie stieg wie kalter Schleim in ihm hoch und ließ ihn kaum Luft holen. Das Zimmer schwankte vor seinen Augen. Es war so still. Seine Mutter saß woanders.

Till fühlte sich so schrecklich allein. Und nicht nur das. Hinzu addierte sich eine große Hilflosigkeit.

Er konnte nichts anderes mehr tun und sich auch nicht auf den

Computer verlassen.
Unmöglich…
»Mum…« flüsterte er. »Mum… hilf mir…«
Seine Mutter hörte ihn nicht.
Till stöhnte auf. Er drückte seinen Arm nach hinten und stemmte die rechte Hand gegen die Schreibtischplatte. Dort wollte er den nötigen Halt finden, um sich hinstellen zu können. Es gelang ihm unter großen Mühen, und er konnte auch nicht normal stehenbleiben, sondern stand auf dem Fleck und schwankte.
Dann ging er auf die Tür zu.
Von irgendwoher hörte er ein satanisches Kichern. Es war genau der Moment, wo Till in den Knien einknickte und vor der Zimmertür zu Boden fiel…
Zeit war vergangen, wir hatten die Kanne geleert, und es war nichts geschehen. Glenda hatte Weihnachtsgebäck auf den Tisch gestellt. Ich hatte einige Plätzchen gegessen, aber kaum geschmeckt, wie gut sie waren. »Soll ich uns noch eine Kanne kochen, John?«
»Nein, danke.«
»Möchtest du etwas anderes?«
Ich lächelte schmal und deutete auf meinen Magen. »Einen Cognac könnte ich vertragen.«
»Ich auch.«
Aus dem Schrank holte Glenda die bauchige Flasche und auch zwei Gläser. Ich schenkte ein; sie wollte weniger als ich, und ich stellte die Flasche wieder weg.
Glenda hob ihr Glas. »Worauf sollten wir trinken?« fragte sie mit leiser Stimme.
»Auf uns am besten.«
Sie nickte. »Und darauf, daß wir diese Nacht überstehen, ohne daß es zu weiteren Taten kommt.«
Ich nahm einen Schluck und spürte, wie der Alkohol wie warmes Öl durch meinen Hals rann, sich im Magen ausbreitete und die nötige Wärme abgab. Der Kaffee hatte bei mir schon für die nötige Wärme gesorgt, jetzt kam der Cognac hinzu, und ich merkte, wie ich allmählich anfing zu schwitzen. Ich stellte das Glas ab, stand selbst auf, ging zum Fenster, öffnete es und blieb davor stehen.
Die Luft war winterlich kalt, die in mein Gesicht fuhr und sich auch im Raum verteilte. Über meine Haut schienen zahlreiche Hände zu streichen, und hinter der Stirn verspürte ich einen Druck, als gäbe es einen Wetterumschwung.
Es lag sicherlich nicht daran, sondern an der Tatsache, daß Glenda und ich darauf fixiert waren, daß in dieser Nacht noch etwas geschehen mußte, wir aber nicht wußten, was.
Wenn ich einen Vergleich finden sollte, würde ich sagen, daß Unheil

in der Luft lag.
Aber noch war es nicht da. Es umkreiste uns, es war weiter entfernt, es zog sich immer näher zusammen. Eine unsichtbare Wolke, die zu uns hin unterwegs war.
»Es ist nichts zu sehen - oder?« fragte Glenda.
»Nein.«
»Was hattest du denn gesucht?«
Ich schloß das Fenster, drehte mich um und hob die Schultern. »Nichts - im Prinzip.«
»Das andere«, flüsterte Glenda, »das andere, ich weiß.« Sie nickte ins Leere hinein. Ich sah ihr an, daß es ihr Mühe bereitete, die Beherrschung zu bewahren. Dann brach es aus ihr hervor. »Mein Gott, am liebsten würde ich auf die Straße rennen und das alles suchen, was wir zu finden hoffen. Diese Gestalt, die Tote, sie… sie… muß doch irgendwo geblieben sein, verflucht!«
»Ist sie auch.«
»Und wo?«
»Glenda, ich weiß es nicht, es tut mir leid. Ich weiß nicht, was da geschehen ist: Ich habe keine Ahnung davon, welche Kraft da in unsere Welt hineingebrochen, ist. Sie hat Dämme aufgerissen, sie wird ferngelenkt. Jemand lauert im Hintergrund, über den wir nichts wissen, gar nichts.«
»Doch, er ist ein Vampir, ein roboterhafter Blutsauger. Er ist ein künstliches Wesen, das trotzdem lebt.« Sie schüttelte wild den Kopf. »Ich komme damit nicht zurecht. Ich kann es nicht begreifen. Es ist alles im Nebel verschwunden. Aber es kommt.« Sie trank hastig einen Schluck und schaute sich um.
»Du spürst es?«
»Ja, John«, sagte sie leise. »Ich spüre es. Oder was man spüren nennt. Ich habe mich auf mein Gefühl verlassen. Ich merke die innere Nervosität, und ich habe das Gefühl, zu brennen. Es ist ein seelisches Feuer oder ähnlich. Ich weiß nicht, wie ich es anders ausdrücken kann. Aber ich habe eine verfluchte Angst.«
»Vor dem Killer?«
Sie sah aus, als wollte sie meine Frage bejahen, überlegte es sich aber anders und sagte: »Sollte ich auch noch vor einer anderen Person Furcht haben?«
»Britt Owens ist ebenfalls spurlos verschwunden«, gab ich zu bedenken. »Ja, das stimmt.«
»Sie könnte ebenso erscheinen wie der Robot-Vampir.«
»Bei uns…«
Ich hob die Schultern. »Rechnen wir mit allem. Hier spielt eine andere Kraft mit uns Katz und Maus. Wir kommen an sie noch nicht heran, denn es gibt keine Spur, die uns zu ihr führt. Die Spur könnte

allerdings Britt Owens sein.«

»Eine… eine Tote?«

Ich breitete die Arme aus. »Das Wort Untote oder Blutsaugerin will mir noch nicht so recht über die Lippen. Darauf einstellen sollten wir uns trotzdem.«

»Gut, gut.« Glenda nickte. »Aber wie kann sie hier so plötzlich erscheinen, falls sie überhaupt ein Interesse daran hat, uns zu verfolgen.«

»So wie sie verschwunden ist; Urplötzlich. Bevor du dich versiehst, ist sie da.«

»Und darauf warten wir also.«

»Nicht nur. Vielleicht erscheint der Killer ja auch selbst. Vorausgesetzt, daß er uns als Zeugen ansieht, die er aus dem Weg räumen will, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß sein Tun und Handeln an die Öffentlichkeit gelangen soll.«

»Das bestimmt nicht.«

Ich verließ Glendas Wohnzimmer und schaute sicherheitshalber in den anderen Räumen nach. Auch sie waren leer. Keine Spur von einem künstlichen Vampir.

Glenda saß im Sessel, als ich zurückkehrte. »Nichts, wir können beruhigt sein. Keine fremde Person hält sich in deiner Wohnung versteckt.«

»Das hatte ich mir gedacht. Sie erscheint ja nicht, um sich zu verstecken, sie will bestimmt an unser Blut, und da muß sie vor uns hintreten.«

Vom Hof her hörte ich ein Geräusch. Es klang zuerst scheppernd, dann dumpf. Ich ging zum Fenster, blickte hinaus und war beruhigt, denn dort unten war nur jemand damit beschäftigt gewesen, ein Garagentor zu schließen.

»Nichts?«

»Keine Spur.«

»Sie kommen auch anders«, flüsterte Glenda. Sie hatte ihre Augen gesenkt und schaute zu, wie ich mich auf die Sessellehne setzte. »Sie werden uns überraschen wollen, um blitzschnell zuzuschlagen. Ich weiß es, und warum sollten sie sich ändern?«

»Stimmt.«

»Aber das Warten macht mich verrückt. Ich bin…«

»Psst!« Ich legte einen Finger auf die Lippen, und Glenda erstarrte ebenso wie ich.

Das Geräusch war da. Es war keine Täuschung. Ich hatte es gehört. Glenda hörte es jetzt ebenfalls, und es glich den Lauten aufs Haar, die uns noch vom Besuch des Schauhauses in Erinnerung waren.

Ein unheimliches Pfeifen und Brausen, als würde jemand durch einen schmalen Tunnel jagen. Wir waren beide aufgesprungen, schauten uns

um, denn wir mußten herausfinden, woher das Geräusch kam.

Es war einfach da.

Und wir sahen plötzlich die Bewegung. Zuerst dicht unter der Decke, dann immer mehr nach unten fallend, und eingehüllt in einen Wirbel. Aus diesem Strom hervor erschien eine Gestalt, aber nicht der Killer, sondern die Person, die wir zuletzt als Tote auf der Bahre hatten liegen sehen. Sie materialisierte sich blitzartig, als wäre sie aus einer anderen Welt gekommen, was irgendwo auch stimmte, und wir starrten ihr ins Gesicht. In ein bleiches, schreckliches Gesicht. In ein Gesicht, in dem sich nichts regte, der Mund aber offenstand.

Die Wunde am Hals schimmerte, als wäre sie zusätzlich noch mit roter Farbe bepinselt worden. Sie glänzte wie dunkler Lack. Die beiden Zähne, die aus dem Oberkiefer wuchsen, waren nicht sehr lang, aber durchaus kräftig. Damit konnte man kraftvoll zubeißen.

Tot?

Ja und nein!

Wir hatten es hier mit einer Untoten zu tun, einer Wiedergängerin, die uns geschickt worden war.

Wobei ich persönlich nicht daran glaubte, daß es der Killer selbst gewesen war, sondern jemand anderer, einer, der hinter ihm stand.

Die Unperson stand zwischen dem Fenster und uns. Noch rührte sie sich nicht, aber sie bewegte sich plötzlich mit einem zuckenden Schritt vor, ihr Ziel war Glenda…

***

Wilma Wesley hatte ihre Küchenarbeit erledigt, sich in den Wohnraum zurückgezogen, und dabei festgestellt, daß der Film bereits lief, den sie sehen wollte.

Deshalb verzichtete sie auf eine Dusche, die wollte sie direkt vor dem Zubettgehen nehmen.

Fred Astaire und Cyd Charisse spielten die Hauptrollen in dem alten Hollywood-Streifen, der noch in Technicolor gedreht worden war. Der Inhalt drehte sich um Seidenstrümpfe.

Sosehr sich Wilma auf den Streifen gefreut hatte, es war ihr zuerst nicht möglich, sich auf das Geschehen zu konzentrieren. Immer wieder mußte sie an ihren Sohn und dessen Veränderung denken.

Seit der Computer im Haus war und er die neuen Kassetten geschenkt bekommen hatte, war er verändert. Die übrige Welt interessierte ihn nicht mehr, das beste Beispiel war dafür sein Fußballverein, aus dem er austreten wollte, um sich ganz und gar dem Computer widmen zu können.

Wilma konnte nicht begreifen, was daran so interessant sein sollte. Dieses Ding war seelenlos, es konnte nicht denken, das mußten andere für ihn. Es spielte nur ein Programm ab.

Einige Male hatte sie ihrem Sohn den Gefallen getan und zugeschaut. Da hatte sie dann einige Szenen gesehen und war erschreckt, erleben zu müssen, wie lebensecht und detailliert die Dinge da über die Mattscheibe flimmerten. Sie hatte manchmal überhaupt nicht unterscheiden können, ob nun echte Schauspieler agierten oder die Menschen nur digitalisiert dargestellt gewesen waren. Wenn das die neue Zeit war, konnte Wilma gut darauf verzichten. Da war sie lieber vom alten Schlag.

Nur allmählich verschwanden die Gedanken aus ihrem Kopf, so daß die Handlung des Films die Oberhand gewinnen konnte. Und sie ließ sich gern in die Welt des schönen Scheins entführen, denn die andere war für sie nicht akzeptabel.

Trotzdem gähnte sie. Sie hatte die Beine hochgelegt, das Licht war gedämpft, und wenn sie sich in dem großen Wohnraum umschaute, daran dachte, daß sie allein hier saß, dann überkam sie der Wunsch, daß Ralph so bald wie möglich zurückkehrte und auch seinen Job wechselte. Sie würden sich eben etwas einschränken müssen, wenn er zu Hause weniger verdiente.

Daran mußte sie immer denken, während die beiden Hauptakteure über den Bildschirm tanzten.

Schöne, heile Welt…

Im Prinzip konnte sie sich auch nicht beschweren, wenn nicht die Sorge um ihren Sohn gewesen wäre. Er war derjenige, um den sich ihre Gedanken drehten, und sie hoffte, daß die Zeit kam, wo er die Lust an seinem Computer verlor.

Hin und wieder griff sie zu ihrem Glas Rotwein, das in erreichbarer Nähe stand. Der Wein machte sie schläfrig auf der einen Seite. Auf der anderen aber sorgte er für ein Gefühl der Freude, der Lebenslust. Und sie gehörte tatsächlich zu den Frauen, die immer gern ausgegangen waren und das Leben genossen hatten.

Aber ohne Ralph?

Sie wußte nicht, wie sie darauf reagieren sollte. Einige Male hatte sie schon mit dem Gedanken gespielt, die eine oder andere Freundin anzurufen und mit ihr auszugehen. Einfach mal in die Kneipe, in ein Restaurant, ein Glas Wein irgendwo trinken, aber die Freundinnen waren ebenfalls verheiratet, mit dem Unterschied, daß ihren Männer zuhause lebten und sehr dumm schauen würden, wenn ihre Ehefrauen plötzlich loszogen.

Wie sie es auch drehte und wendete, es blieb alles irgendwo stecken. Mit beiden Händen fuhr sie durch ihre blonden Haare. Es waren echte blonde Haare, nicht gefärbt wie bei manch anderen Frauen in ihrem Alter. Sie schaufelte sie zurück, streckte sich und kam sich dabei vor wie eine Löwin, die soeben aus dem tiefen Schlaf erwacht war.

Plötzlich stand sie auf. Etwas zu heftig, denn ein leichter Schwindel

erfaßte ihre Gestalt. Dem Bildschirm warf sie einen letzten Blick zu. Der Film stand dicht vor dem Happy-End, und Wilma dachte an die Dusche, die sie noch nehmen wollte.

Um ins Bad zu gelangen, mußte sie an der Zimmertür ihres Sohnes vorbeigehen. Sie blieb für einen Moment stehen, als sie die Tür erreicht hatte. Dann drehte sie ihren Kopf nach links, lauschte, aber hinter der Tür hörte sie nichts.

Er war voll und ganz mit seinem Computer beschäftigt, dessen Programm still lief, denn sie kannte es auch anders. Daß geballert und geschossen wurde.

Wenigstens in diesem Punkt war die neue Kassette besser.

Im Flur war ein Schrank eingebaut. Sie öffnete eine Tür und holte ein frisches Badetuch hervor. Für einen Moment strich sie damit über ihr Gesicht und nahm den frischen Geruch des Weichspülers auf. Es roch tatsächlich so, wie in der Werbung versprochen, allerdings etwas künstlich.

Sie betrat das Bad.

Beim Bau des Hauses hatten die Wesleys darauf geachtet, daß sie ein großes Bad bekamen. In der Wohnung war es zu klein gewesen, und um das Bad noch optisch zu vergrößern, waren die Wände hell gekachelt worden.

Wanne oder Dusche?

Sie konnte wählen.

Da es schon relativ spät war, entschied sich Wilma für die Dusche. Die war ziemlich groß und hatte eine halbrunde Glasscheibe, die vor den Einstieg gezogen werden konnte. Das Wasser strömte nicht nur von oben herab, sondern auch aus Düsen in der Wand. Diese harten, massierenden Strahlen hatten ihr immer gutgetan.

Sie stellte in der Mischbatterie die gewünschte Temperatur ein, drehte auf und ließ das erste Wasser über ihre Hand fließen. Es war genau richtig. Sie drehte wieder ab, zog sich aus und griff nach der grünen Badehaube die sie über ihren Kopf streifte.

Dann stieg sie in die Dusche. Zwei Haltegriffe sorgten für eine gewisse Sicherheit.

Es war herrlich, die Strahlen auf dem Körper zu spüren. Dampfwolken breiteten sich aus und vernebelten die Duschkabine.

Wilma seifte sich ein und lachte leise, als sie feststellte, daß sie an den Hüften Speck angesetzt hatte. Sie war gespannt, was wohl ihr Mann dazu sagen würde, wenn er endlich zurückkehrte.

Der Schaum klebte auf ihrem Körper. Sie verstrich ihn gleichmäßig und brauste sich dann ab.

Es war herrlich, unter der Dusche zu stehen und das erfrischende Wasser zu genießen.

Jede Dusche hat ein Ende. Wilma drehte den Hahn zu und öffnete die

Tür.

Auf die Fliesen hatte sie ein Handtuch gelegt, weil sie nicht in Gefahr laufen wollte, auszurutschen.

Das frische Badetuch lag auch bereit. Sie brauchte nur den Arm auszustrecken, um danach zu greifen. Es war sehr lang und breit, sie konnte sich wunderbar darin einhüllen und sich trockenreiben.

Die Badekappe nahm sie vom Kopf, schüttelte ihre Haare aus und schleuderte die Kappe in die Wanne.

Es war warm im Bad. Genau die richtige Wärme, die Wilma benötigte. Sie kuschelte sich eng in den flauschigen Stoff und rieb sich ab.

Wilma Wesley kam sich wie neugeboren vor. Sie liebte diese abendlichen Duschen.

Und sie ließ sich Zeit mit dem Abtrocknen. Anschließend würde sie in den Bademantel schlüpfen, nach ihrem Sohn schauen, und wenn er noch immer vor dem Computer saß, anstatt im Bett zu liegen, würde sie ihm schon Beine machen.

Das alles ging ihr durch den Kopf, als sie das Badetuch von ihren Schultern gleiten ließ.

Da hörte sie das Geräusch!

Es war ein Brausen und hohl klingendes Pfeifen, und es war überall im Bad zu hören.

Wilma konnte sich keinen Reim darauf machen. Sie dachte an eine Sirene oder etwas Ähnliches. Sie schaute sich um, suchte nach der Quelle, sah aber nichts.

Und doch war jemand da.

Blitzartig manifestierte er sich hinter der Frau. Eine schreckliche Gestalt mit langen, spitzen Ohren und kalten Totenhänden, die die Hüften der Frau umfaßten.

Im selben Augenblick senkte der Robot-Vampir seinen Schädel. Kalte, spitze Hauer berührten den Hals der Frau, die erst zusammenzuckte und dann aufschrie…

***

Till Wesley stöhnte. Er lag auf dem Boden. Unter sich spürte er den Teppich. Die Finger hatte er in den Floor gekrallt. Er wollte hoch, er mußte hoch, seine Mutter warnen. Etwas Schreckliches war in dieses Haus eingedrungen, etwas Tödliches…

Der Zwölfjährige dachte plötzlich wie ein Erwachsener. Eine Folge seiner Arbeit am Computer. Er hatte gelernt, mit der Logik umzugehen, doch das war nicht logisch.

Der Schrecken hätte im Computer sein müssen. Ein CD-ROM-Monster, ein Vampir. Klar, er wußte, wie Vampire aussahen. Hatte sie oft genug gesehen. Gezeichnet auch in Filmen. Er wußte, daß sie Blut

tranken, daß sie lange Ohren hatten und spitze Zähne, die sie in die Hälse der Menschen schlugen. Er wußte alles über Vampire, er hatte nur nicht gewußt, daß es sie auch tatsächlich gab.

Oder daß sie aus der anderen Welt hervortauchen konnten, um in seinen Lebenskreis zu gelangen.

Jetzt war das passiert, und es war schlimm. Als hätte der Vampir bei ihm Kraft und nicht Blut aus dem Körper gesaugt.

Was würde er tun?

Klar, er würde sich umschauen, durch die Wohnung schleichen. Ein Vampir braucht Blut, und er würde sich auf die Suche nach Blut machen. Seine Mutter steckte voller Blut, sie war ein Mensch wie er. Der Vampir würde sich auf sie stürzen und sie leersaugen.

Er schrie. Dieser Gedanke war einfach zu schrecklich, um ihn stumm hinnehmen zu können. War es tatsächlich ein Schrei? Hatte er sich nur geirrt? War der Schrei in seinem Innern aufgebrandet?

Wahrscheinlich hatte er ihn sich nur eingebildet, denn er selbst lag noch am Boden, die Finger in den Teppich verkrallt.

Till wollte hochkommen. Er drehte sich mühsam und suchte nach einer Stütze. Er fand sie. Die Hand des Jungen umfaßte die Stuhllehne. Till war froh, daß er es schaffte, sich hinzuknien.

Eine Stufe geschafft. Er keuchte.

Noch immer diente ihm der Schreibtischstuhl als Halt. Tills Gesicht war verzerrt. Auf ihm zeichnete sich die gewaltige Anstrengung ab, die es ihn kostete, sich noch höher zu ziehen. Er wollte weder liegen noch knien, er wollte sich hinsetzen oder hinstellen können, um das Zimmer zu verlassen.

Till wühlte sich höher. Er lachte plötzlich, als er den Stuhl erreicht hatte und sich dabei drehte. Dann ließ er sich auf die Sitzfläche fallen, die leicht federte, aber das kannte er alles. Es war schon okay, er hatte es hinter sich.

Er fühlte sich noch immer matt. Auf dem Stuhl war er zusammengesunken. Den Kopf hatte er nach vorn gebeugt und starrte auf den dunklen Monitor.

Die Anlage war völlig ausgeschaltet worden. Er hatte es nicht getan. Es mußte passiert sei, als der Vampir den Monitor verlassen hatte. Es war möglicherweise auch ein Hinweis darauf, daß es nicht mehr zurück in das Programm kehren wollte.

Aber er war nicht allein gewesen. Da hatte es noch die Frau gegeben, die Tote, die…

Till wollte nicht mehr denken. Er mußte handeln, er mußte zu seiner Mutter und ihr helfen, egal wie.

Mit dem Stuhl drehte sich der Junge herum.

Vor sich sah er die Tür. Eine lockere Entfernung. Mit zwei Schritten zu überwinden, aber nicht für ihn. Sein Körper war da, nur war er

leer. Er spürte ihn wie ein mächtiges Gewicht, das überall an seinen Beinen und Armen hing.

Er war einfach fertig.

Er keuchte. Weit stand sein Mund offen. Der Atem strich warm an seinen Lippen entlang. Dann biß er die Zähne zusammen. Er dachte an die Superhelden aus den Video-Spielen. Sie gaben auch nicht auf, sie kämpften sich immer voran, sie gehörten zu denen, die nicht so leicht zu besiegen waren.

So wollte auch er sein: unbesiegbar. Immer kämpfen, hart weitermachen, nicht aufgeben, wenn die nächste Schwierigkeit vor ihm lag. In keine Höhle eindringen, um sie als Toter zu verlassen. Durch das Labyrinth gehen, sich gegen die Feinde stellen, die immer wieder aus versteckten Nischen erschienen.

Alles tun und machen.

Kämpfen!

Er schwitzte. Sein Gesicht war so naß, als hätte er es mit Wasser gesprengt. In den Augen stand der Wille, es zu schaffen. Er würde sich auch hochwühlen, er würde, er mußte… er würde…

Und er stand auf!

Plötzlich klappte es. Irgendwie hatte er es geschafft, über die innere Hürde hinwegzuspringen. Er stand auf seinen Füßen, schwankte etwas, drehte sich, merkte den leichten Schwindel, der ihm aber nichts ausmachte. Nicht mehr.

Er hatte ihn überwunden, und so mußte er auch die Distanz überwinden.

Zwei Schritte bis zur Tür. Zwei lächerliche Schritte nur. Eine Kleinigkeit.

Den ersten schaffte er. Dann streckte Till seinen Arm und auch die Hand aus. Er sah, wie seine Finger dabei zitterten. Der Schweiß brannte in den Augen, trotzdem, er mußte weiter.

Der nächste Schritt.

Ganz einfach.

Pfeifend holte er Luft. Die Umgebung drehte sich vor seinen Augen. In seinem Hirn funkte es, als würden die Zellen dort verschiedene Strahlen aussenden.

Die Tür hatte ihn. Ja, sie packte ihn jedenfalls kam es Till so vor, als sie gegen ihn fiel. Sie schien aus zahlreichen Armen zu bestehen, die nach ihm griffen. Er merkte, daß sie sich auflöste, sie war wie weiches Holz, es umschlang ihn, es machte ihn fertig, es stützte ihn ab, es zog ihn zu sich hinein. Das Durcheinander seiner Gefühle war nicht von langer Dauer. Sekunden später hatte er sich wieder gefangen und fand sich in einer völlig normalen Umgebung wieder.

Sein Zimmer, seine Tür, die Klinke sah er, als er den Blick senkte. Er brauchte nur die Hand auszustrecken und die Tür aufzuziehen, was er

auch tat.

Es klappte. Niemand stellte sich ihm in den Weg. Die Tür war völlig normal zu öffnen, und beinahe hätte er sich selbst ausgelacht, daß er so dumm reagiert hatte.

Wo war das Problem?

Er stand im Flur. Noch immer mit weichen Knien. Seine Mutter löschte nie überall im Haus das Licht, auch dann nicht, wenn sie sich zur Ruhe legte. So schimmerte auch jetzt das Deckenlicht, das seinen weichen Schein gegen die Wände und den Boden warf.

Till mußte zuerst schlucken, dann räusperte er sich noch einmal und hoffte, daß seine Stimme frei war, um nach seiner Mutter rufen zu können. »Mum…?«

Zu dünn, nicht laut genug. Nicht mehr als ein leises Winseln. Das war kein Ruf, nur mehr ein Jammer.

Ein zweiter Versuch, »Mum…«

Wieder keine Antwort. Es machte ihn wahnsinnig. Warum sagte seine Mutter nichts? War sie schon, war sie vielleicht…?

Darüber dachte er nicht weiter nach, denn etwas anderes lenkte ihn ab. Es war der Schrei einer Frau.

Nicht in seiner direkten Nähe, sondern ein Stück entfernt.

Im Bad!

Und Till lief hin…

***

»Tu was, John!« flüsterte Glenda scharf, die unter dem Erscheinen des Monsters litt. Sie hatte sich innerlich zwar darauf vorbereiten können, aber sie kam damit trotzdem nicht zurecht. Das lief nicht so, wie sie es sich vorgestellt hatte. Dieses Monstrum, das sie unter dem Namen Britt Owens kannte, hatte nichts Menschliches mehr an sich. Es war einfach grauenhaft und schrecklich. Ein pervertiertes Etwas, da war der Mensch zur Farce gemacht worden.

Britt Owens sah so aus, wie wir sie auch in der Leichenhalle erlebt hatten. Selbst die Joggingschuhe trug sie noch an den Füßen. Der Kopf war nur in der unteren Hälfte blutbefleckt, ansonsten sah es so teigigbleich aus.

Auch die Wunde am Hals konnte nicht übersehen werden. Sie war sehr tief, und da Britt den Kopf etwas schief hielt, sah er so aus, als würde er jeden Augenblick zur Seite kippen und abfallen. Das Blut schimmerte nicht mehr feucht. Auf der Oberfläche war es längst eingetrocknet und hatte dort eine Kruste gebildet.

Keiner von uns wußte, woher sie gekommen war. Sie war wie aus dem Nichts erschienen, und genau das wollte ich nicht akzeptieren. Es mußte eine Lösung geben, sie mußte auch einen bestimmten Weg hinter sich haben, und den wollte ich herausfinden. Aus diesem Grund

hatte ich noch keine Waffe gezogen und sie vernichtet.
»John…«
»Warte noch.«
»Was willst du denn?«
»Hör zu, Glenda. Sie muß irgendwo hergekommen sein. Sie ist doch nicht vom Himmel gefallen, wie auch immer. Es muß da einen Weg gegeben haben. Ich will einfach nicht akzeptieren, daß wir nicht herausfinden, was dahintersteckt.«
Glenda machte den Eindruck, als wollte sie lachen und ging sicherheitshalber zurück. »Durch… durch… sie?«
»Ja.«
»Da müßte sie reden können.«
»Eben.«
»Dann willst du sie zum Sprechen bringen, John?«
Glenda erschrak. »Das kann nicht wahr sein. Diese Person ist tot, John! Wie sollte sie sprechen können? So etwas ist nicht möglich. Das… das… geht doch gar nicht.«
»Vampire können reden, Glenda.«
»Ja, aber nicht alle. Sie ist tumb, sie ist anders. Ich weiß nicht wie anders, aber sie ist es, verdammt noch mal!«
»Das weiß ich selbst.«
»Was kannst du dann tun?«
»Geh zurück!« riet ich ihr, denn ich sah, daß die Blutsaugerin in eine gefährliche Nähe zu Glenda kam. »Bleib dann dort, wo du stehst, ich kümmere mich um die Unperson.«
Glenda folgte meinem Rat. Sehr langsam schob sie sich an mir vorbei und blieb erst dann stehen, als sie die Tür fast erreicht hatte. Wenn sie den Arm ausstreckte, konnte sie das Holz berühren und sich dort abstützen.
Ich ließ Britt Owens kommen.
Sie tappte näher. Es waren ungelenke Bewegungen. Wieder kam mir der Begriff roboterhaft in den Sinn. Sie sah aus, als würde sie vor jeder Bewegung erst ausholen, bevor sie einen Arm oder ein Bein nach vorn drückte.
Sie schlurfte auch nicht über den Boden, sondern setzte nach jedem Tritt ihren Fuß hart auf. Daß sie auf dem Teppich nicht ausrutschte, war für sie ein Glücksfall.
Dann trat sie gegen einen Stuhl. Sie stoppte, trat noch einmal zu. Diesmal härter. Der Stuhl geriet ins Schwanken, wenig später landete er am Boden.
Ich hob ihn nicht auf. Ging aber selbst nach rechts und stand ihr plötzlich im Weg. Jetzt mußte sie sich auf mich konzentrieren, denn auf Glenda war ihr die Sicht versperrt.
Sie starrte mich an.

Leere Augen, die auch ihre Farbe verloren hatten. Sie wirkten ebenso glanzlos wie das Haar auf ihrem Kopf, das aussah, als wäre es eine Perücke. Ich hatte mich längst von dem Gedanken befreit, einen, Menschen vor mir zu haben. Das hier war kein Mensch mehr, das war ein Monstrum, ein grauenhaftes und künstliches Etwas.

Was tun?

Ich war sicher, daß ich dieses Wesen durch mein Kreuz vernichten konnte. Es hätte auch Sinn gehabt, doch ich dachte einen Sprung weiter. Ich rechnete damit, daß diese Person mehr über ihren eigenen Hintergrund wußte deshalb konnte es mir gelingen, hinter die Dinge zu blicken.

Wo kam sie her? Wer hatte sie gelenkt? An welcher langen Leine hing dieses Wesen? Deshalb war es besser, wenn ich mich mit dem Einsatz einer Waffe zurückhielt.

Ich sprach sie an. »Wer bist du…?«

Britt Owen hatte vorgehen wollen, als sie meine Stimme vernahm. Sie blieb in der Bewegung stehen, zeigte sich verwirrt und schüttelte den Kopf.

Ich sah es als positiv an, daß sie überhaupt auf meine Stimme reagiert hatte. »Wer bist du?«

Über ihr Gesicht rann ein Zucken. Es sah seltsam aus. Wie sich die Haut plötzlich bewegte und dabei auch den Mund nicht auslief. Für mich ein Zeichen, daß sie reden wollte. »Welt… Monster…«

Zwei Begriffe, die ein Hinweis sein konnten. Auch Glenda hatte sie gehört und flüsterte hinter mir:

»Hast du sie verstanden, John?«

»Ja, aber nicht begriffen, was sie sagen wollte.«

»Ich auch nicht.«

Ich startete einen erneuten Versuch. »Wo ist die Welt? Wo ist das Monster? Woher kommst du?«

»Im Zimmer…«

»Welches Zimmer?«

»Bett…«

»Und weiter?«

»Der Junge…«

»Ach. Hat er auch einen Namen?«

»Ja. Ich weiß ihn. Der Killer hat ihn gesagt. Er ist überall. Er hat mich geholt. Seine Welt…«

»Der Name…«

»Die CD-ROM!«

Mit dieser Antwort hatte ich, bei allem was recht war, nicht gerechnet. Das war mir eine Stufe zu hoch. Wie kam eine Blutsaugerin, eine Vampirin, also ein untotes Wesen dazu, von einer CD-ROM zu sprechen? Das paßte zusammen wie ein Walkman zu

einem Kopfjäger aus dem tiefen Dschungel Borneos. Ich kam damit nicht zurecht, und Glenda sicherlich auch nicht, denn ich hörte sie flüstern.

»Wie bitte?«

»CD-ROM!«

»Ist das der Name des Jungen?«

»CD-ROM«, wiederholte sie stereotyp. »Da ist er. Da ist das Zimmer. Da ist alles…«

»Ich will den Namen, Britt! Kannst du dich an ihn erinnern?« Ich hatte sehr laut gesprochen und wohl eine empfindliche Stelle bei ihr erwischt, denn sie blieb plötzlich stehen.

»Der Junge…«

»Sag ihn!«

Ihr Mund bewegte sich. Mal waren die Zähne zu sehen, dann waren sie wieder verschwunden.

»Till…«

Eine kurze, knappe Antwort, die ich genau gehört hatte, aber im ersten Moment nicht glauben wollte. Noch einmal versuchte sie es. Sie bewegte wieder ihren Mund, die Arme zuckten, und dann sprach sie den ersten längeren Satz. »Er wird das nächste Opfer. Es ist der Till. Es ist Till Wesley!«

Mein Magen krampfte sich zusammen. Ich hatte plötzlich einen Namen, und ich wußte instinktiv, daß diese Person vor mir nicht gelogen hatte. Till Wesley hieß er. Ich kam damit nicht zurecht, denn gehört hatte ich den Namen noch nicht.

»Wer ist dieser Till?« drängte ich.

Sie schwieg.

»John, ich werde mal nachschauen, ob ich ihn im Telefonbuch finde. Der Name Wesley…«

»Okay, geh, Glenda.«

Sie huschte aus dem Zimmer. Ich blieb allein mit dieser Unperson zurück und stellte ihr die nächste Frage. »Wo wohnt er? Wo kann ich ihn finden? Wir werden gemeinsam hinfahren, du wirst ihn sehen können. Das willst du doch - oder?«

Die Untote schüttelte den Kopf. »Er gehört ihm…«

»Wem denn?«

»Dem Killer. Der glänzende Killer. Der Robot-Vampir aus der CD-ROM. Ich bin auch aus der Welt. Ich bin es, und ich will auch dorthin wieder zurück.«

Ich verdrehte die Augen. »Ja, das kannst du. Du sollst zurück. Ich möchte nur erfahren, wohin. Dann bringen wir dich in deine Welt. Hast du gehört?«

»Kann allein.«

»Dann zeig es mir!«

»Abgeschlossen.«
»Wie bitte?«
»Kein Kontakt.«
»Du mußt also warten, bis der Kontakt wiederhergestellt ist zu deiner Welt.«
Sie nickte. »Stimmt.«
»Ist es ein Computer?«
»Ja, seine Welt!«
Ich wußte inzwischen eine Menge. Diese Blutsaugerin war also aus einem Computer gekommen.
Glenda hatte sie noch als normale, lebendige Person erlebt, dann war sie von einem Killer überfallen worden, wurde zu einem Vampir und war entführt worden, was wir ja bemerkt hatten. Sie war dann in einen Computer hineingekommen, in ein Videospiel, in eine CD-ROM wahrscheinlich, und diese neue Compact Disc mußte magisch manipuliert worden sein. Mit Hilfe des Computers und einer kräftigen Prise Magie war es ihr und auch dem Killer möglich, diese Welt der CD-ROM zu verlassen und in unsere einzutauchen. Sie konnte also die Zeiten und Dimensionen wechseln, wie es ihr gerade einfiel.
Irre und unglaublich, doch ich hatte keinen Grund, an den Worten zu zweifeln.
Ich spürte es kalt den Rücken hinabrinnen. Ich fürchtete mich nicht vor ihr, zudem war sie noch nicht weiter gegangen und traf auch keine Anstalten, sich auf mich zu stürzen. Statt dessen schien sie mir etwas verwirrt zu sein, denn sie drehte sich auf der Stelle, um dabei in verschiedene Richtungen zu schauen, als würde sie etwas Bestimmtes suchen.
Ich wußte, was ihr fehlte. Ihr war der Rückweg versperrt. Sie stand hier und kam nicht weg. Ihre andere Welt war verschlossen, und gerade die liebte sie so sehr.
»Gut, Britt, gut. Du hast mir viel gesagt. Ich… ich… kann dich hinbringen.«
Sie beugte den Oberkörper nach vorn und schüttelte den Kopf. »Geschlossen, die Welt ist geschlossen. Sie ist zu. Ich… ich… komme nicht mehr hinein.«
»Till Wesley hast du gesagt?«
»Ja.«
»Wo lebt er?«
»Er ist jung. Fast noch ein Kind… er hat mich geholt. Ihm gehört die CD…«
So kamen wir einfach nicht weiter. Glenda hatte die Tür nicht ganz geschlossen. Durch den Spalt drang ihre Stimme. Ich hörte, daß sie telefonierte, sicherlich mit der Auskunft, denn Wesleys mochte es viele geben. Wenn dieser Till ein Junge war, dann hatte er sicherlich keinen

eigenen Telefonanschluß, sondern den seiner Eltern, doch deren Namen wußten wir nicht.

Britt hatte den Kopf wieder angehoben. Mit der Hand fuhr sie an ihrer Wunde entlang und drückte auch die Finger hinein. Sie hielt die Augen verdreht, schielte mich von der Seite her an. Ich konnte mir vorstellen, daß etwas passierte.

In der Tat.

Sie warf sich vor.

Plötzlich drang das Vampirhafte in ihr durch. Trotz CD-ROM und allem, was dazugehörte und wie immer es sich auch erklären würde, dieser Urtrieb war stärker. Die Gier nach Blut hatte sie, den modernen Vampir, überwältigt, und als sie in meine Richtung hechtete, um mich zu packen, hatte sie sich zuvor vom Boden abgestoßen.

Sie war sehr schnell, aber sie hatte mich nicht überraschen können, denn ich drosch zu.

Mit beiden Händen, die ich zusammengelegt hatte. Ich erwischte ihren Kopf. Ich hörte es klatschen, und einen Moment später wirbelte sie nach links weg.

Britt Owens segelte durch das Zimmer, riß einen kleinen Tisch um, prallte gegen den mit Büchern vollgestellten Teil der Regalwand, wo sie auch zu Boden ging. Einige Bücher lösten sich aus dem Verbund und fielen ihr entgegen. Sie prallten auf ihren Kopf und landeten auf dem Teppich. An der Tür erschien Glendas Gesicht, ich scheuchte sie wieder zurück, weil ich mich um Britt kümmern mußte.

Ich wollte nicht schießen, sondern das Kreuz nehmen. Und sie spürte auch, welche Gefahr von mir ausging. Plötzlich konnte sie sich schnell bewegen, auch wenn das Ruckhafte noch blieb. Es war ihr gelungen, eines der Bücher zu packen, und das schleuderte sie mir zielsicher und kraftvoll entgegen.

Es war trotzdem nicht schwer für mich, dem Wurfgeschoß auszuweichen. Aber ich verlor Zeit, und die wiederum nutzte Britt Owens aus. Sie hatte instinktiv erkannt, daß das Fenster ebenfalls eine Chance zur Flucht bot, und sie jagte in langen Sätzen darauf zu.

Ich war schneller.

Bevor sich die Untote abstemmen und durch die Scheibe stürzen konnte, war ich in ihren Rücken gehechtet und hatte beide Hände hineingeschlagen. Ich krallte mich an ihr fest, sie drehte sich dabei zur Seite, und ich drehte mich mit.

Zugleich landeten wir auf dem Boden.

Zum erstenmal hörte ich sie kreischen und fauchen zugleich. Diese Geräusche kamen der Vampirmentalität schon sehr nahe. Sie wollte mich durch ruckartige Bewegungen abschütteln, was ihr auch gelang, weil ich ihr dabei half.

Dann schnellte sie hoch.

Ich kam ebenfalls auf die Beine.

Sofort schlug sie nach mir. Mit der linken Hand erwischte ich ihr Gelenk und drehte es herum. Ich trat ihr die Füße weg, und sie fiel zur Seite. Noch während des Falls berührte ich sie mit dem Kreuz.

Es war ihr Ende!

Sie wirkte so, als wäre etwas in ihr explodiert. Plötzlich schoß ein Licht durch ihren Körper, das mit dem meines Kreuzes nichts zu tun hatte. Elektrische Spannungsbögen hatten sich freie Bahn verschafft. In der Blutsaugerin funkte und blitzte es.

War es vorbei?

Es konnte nicht anders sein, denn sie sank zu Boden, und noch immer spielten sich in diesem starren Körper unerklärliche Vorgänge ab. Licht tanzte, Licht gab Energie ab, und das Licht war es wohl auch, das sie letztendlich von ihrem Dasein erlöste, denn mein Kreuz hatte es geschafft, diese Energie fortzuwischen.

Regungslos lag sie vor meinen Füßen.

Sie war tot, endgültig tot. Ich hatte das Böse aus ihrem Körper herausgetrieben. Vor mir lag eine Leiche, nur eben eine mit einer bösen Wunde am Hals.

Ich hörte Glenda kommen und drehte mich um. Da ihr der Blick auf Britt Owens versperrt war, nickte ich ihr zu und erklärte ihr, was geschehen war.

Auch Glenda schaute sie an. »Dann ist sie erlöst?«

»Ja.«

»Gut.«

»Und wie weit bist du gekommen?«

»Es gibt natürlich zahlreiche Wesleys. Ich habe mit den meisten telefoniert, die Antworten kannst du dir vorstellen, die mir gesagt wurden. Es war negativ. Dann versuchte ich es anders. Ich ging über unsere Zentrale. Bei der Fahndung hat man sich die Mühe gegeben und versucht herauszufinden, ob ein Till Wesley registriert ist.«

»Und? War er das?«

»Nein.«

»Scheiße.«

Glenda warf mir einen bösen Blick zu. »Sei nicht so ungeduldig, John. Man hat mir einen gewissen Ralph Wesley genannt. Er war registriert, denn er gehört zu einer Reihe von unteren Geheimnisträgern. Es liegt an seinem Job. Er wird oft ins Ausland geschickt, um dort Baustellen zu leiten. Er hat auch schon Regierungsprojekte betreut, und deshalb ist er registriert worden. Aber auch seine Familie. Die Frau heißt Wilma und der Sohn Till.«

»Was?«

»Ja, John, das müssen sie sein.«

»Du hast natürlich die Anschrift?«

»Sicher.«
»Super.« Ich umarmte sie spontan und küßte sie auch blitzschnell auf den Mund.
»He, so stürmisch?«
»War das eine Beschwerde?«
Glenda lächelte. »Nicht unbedingt.«
»Dann laß uns losfahren.«
»Und die Leiche?« Ihr Mund verzog sich. »Es ist schließlich meine Wohnung, in der sie liegt.«
»Das stimmt auch wieder. Aber wenn du es verkraften kannst, laß sie noch etwas liegen. Wir können von unterwegs Suko anrufen, damit er für den Abtransport der Leiche sorgt.«
»Einverstanden.«
Wenig später waren wir aus der Wohnung. Den Schlüssel ließen wir von außen stecken. Es sollte niemand die Tür aufbrechen, und die Nachbarn würden die Wohnung schon nicht betreten, da war sich Glenda sicher.

***

Wilma Wesley reagierte sofort. Es war mehr ein Reflex, sie konnte sich nicht daran erinnern, daß der reine Wille sie gesteuert hatte. Sie hatte nur die kalte und böse Berührung an ihrem Hals gespürt, und war plötzlich nach vorn gehuscht. Zwei Schritte auf die Wanne zu. Genau zum richtigen Zeitpunkt, denn die Klauen des CD-ROM-Vampirs hatten noch nicht richtig zugegriffen. Die Finger rutschten ab, sie fuhren dabei an der nackten Haut des Rückens entlang, und Wilma hatte das Gefühl, von mehreren Bahnen Stacheldraht gestreichelt zu werden.
Sie prallte gegen die Wanne, kippte natürlich nach vorn, konnte sich aber abstützen und herumfahren.
Zum erstenmal sah sie, wer in ihr Haus eingebrochen war.
Ein Monster, ein Unbild. Ein schreckliches Wesen, das es nicht geben konnte oder durfte.
Es war grauenvoll. Es war schlimm, es war ein Ding, wie man es sich nur in Alpträumen vorstellte, aber in ihrem Fall lebte es. Eine tatsächlich lebende Figur. Kalt, nackt und stählern. Mit gräßlichen spitzen Ohren, mit einem glatten Gesicht und mit Augenschlitzen, in denen gelbes Licht eisig leuchtete.
Derartige Figuren hatte sie in den Comicheften ihres Sohnes gesehen, aber da waren die Figuren gezeichnet gewesen, hier aber lebte sie, und das wollte ihr nicht in den Kopf.
Das Handtuch war längst von ihrem Körper gerutscht und lag neben ihren Füßen. Daß sie nackt war, kam ihr kaum zu Bewußtsein, es interessierte sie auch nicht. Sie wußte nur, daß dieses

Alptraumgeschöpf erschienen war, um sie zu töten.

Im Gegensatz zu ihr war es ein geschlechtsloses Wesen. Es hatte keine normale Haut, alles war so schrecklich glatt und wirkte wie poliert. Nur die Augen leuchteten, und es bewegte auch sein breites Maul, denn von einem Mund konnte man bei ihm nicht sprechen.

Wilmas Angst steigerte sich noch, als sie die Zähne in dem Maul schimmern sah. Sie waren so lang, so stählern, so glänzend - einfach schrecklich. Zähne, die nicht nur Haut einreißen konnten, sondern sicherlich auch durch Holz und andere Materialien drangen, denn sie waren wie Messer.

Trotz ihrer Furcht machte sich die Frau Gedanken darüber, wie es dem Monstrum gelungen war, in ihr Haus zu gelangen. Sie konnte sich an nichts erinnern, dieses Wesen war nicht um das Haus herumgeschlichen, es hatte eigentlich nichts getan, es war einfach nur da, und es schien durch Wände gelaufen zu sein.

Und es wollte töten!

In dem Gesicht, falls man davon überhaupt sprechen konnte, bewegte sich nichts. Die kalte, tödliche Glätte, als es sich auf die Frau zuschob. Wilma schaute sich um. Sie suchte verzweifelt nach einer Waffe, die sie gegen das Monstrum einsetzen konnte, fand aber nichts, was sich geeignet hätte. Der einzige Vorteil war die Größe des Badezimmers. So konnte es ihr möglicherweise gelingen, den Pranken das eine oder andere Mal auszuweichen.

Du mußt etwas tun! Der Gedanke zuckte durch ihren Kopf. Und sie tat etwas.

Blitzschnell bückte sie sich. Mit beiden Händen riß sie das Badetuch in die Höhe, denn sie hatte daran gedacht, daß auch ein Monstrum wie dieses sehen mußte.

Bevor der Robot-Vampir überhaupt erfaßte, wie ihm geschah und bevor er seine Arme als Deckung in die Höhe reißen konnte, hatte ihn das Badetuch bereits erwischt. Es flog nicht nur auf seinen Kopf zu, es faltete sich sogar über ihm zusammen, so daß es in der oberen Körperhälfte wirkte wie ein Gespenst.

Wilma Wesley schrie vor Erleichterung auf, denn sie sah, daß sich der Eindringling erst orientieren mußte, und sich dabei hektisch bewegte. Das war genau die Gelegenheit, um an ihm vorbeizukommen. Sie nutzte die Sekunden aus, hetzte auf die Tür zu, die nicht von innen verschlossen war, riß sie auf, schrie noch einmal, taumelte in den Flur und war noch geistesgegenwärtig, denn innen steckenden Schlüssel aus dem Schloß hervorzuzerren und ihn, nachdem sie die Tür zugeknallt hatte, wieder hineinzustecken.

Zweimal drehte sie ihn herum.

Sie jammerte.

Und dann hörte sie eine Stimme. »Mummy, was ist…?«

Wilma fuhr herum.
Vor ihr stand Till!

***

Beide waren überrascht. Die Mutter sicherlich noch mehr als ihr Sohn, denn Till hatte ja zuvor den Schrei gehört und hatte sich auch darauf einstellen können.
Sie starrten sich an.
Keiner konnte jetzt etwas sagen. Noch nie hatte Till seine Mutter nackt gesehen, aber das war jetzt nicht wichtig. Es zählte, daß sie noch lebten und verschwinden mußten.
»Till, bitte…«
»Was ist denn los, Mummy?«
»Komm, komm!« drängte sie. »Wir müssen hier raus!«
»Aber du bist nicht angezogen.«
Jetzt erst dachte sie daran. Natürlich, Till hatte recht. Sie konnte nicht im Evakostüm auf die Straße laufen, denn sie würde sich bei diesen Temperaturen den Tod holen. Deshalb mußte sie etwas anziehen. Die Kleidung befand sich im Schlafzimmer.
Beide schraken zusammen, als sie den dumpfen Laut aus dem Bad hörten. Der Robot-Vampir hämmerte gegen die Tür und bei seinen Kräften hatte er es sicherlich bald geschafft, sie aufzubrechen.
Deshalb zählte für sie jede Sekunde.
Bis zum Schlafzimmer waren es nur zwei Schritte. Die Wesleys hatten es getrennt. Es gab den Schlafraum und den Ankleideraum, wo die Sachen hingen.
Till war schneller. Er öffnete seiner Mutter die Tür, die über die Schwelle stolperte, das Licht einschaltete und sich sofort nach rechts wandte, wo sich der begehbare Schrank befand.
Sie riß die Tür auf, während ihr Sohn auf der Schwelle stehenblieb und zurück in den Flur schaute.
Er wollte so schnell wie möglich erkennen, wenn sich das Monstrum befreit hatte, und er dachte daran, daß er die Schuld daran trug.
Noch immer fühlte er sich nicht topfit, aber besser als in seinem Zimmer.
Die verfluchte CD-ROM! Sie allein trug die Schuld daran. Sie hatte es überhaupt erst möglich gemacht, daß ein derartiges Monstrum erschienen war.
Es war verrückt und selbst für einen Experten wie ihn nicht zu erklären.
»Mummy, beeil dich!«
»Ja, Junge - ja!«
Till hatte die Geräusche sehr deutlich gehört. Und sie gefielen ihm gar nicht, denn das erste Splittern und Bersten zeigte ihm an, daß die

Tür nicht mehr lange standhalten würde.
Irgendwann würde sie brechen. Dann war das Loch entstanden, und ein Blutsauger würde herausstürzen.
Inzwischen zog sich Wilma hektisch an. Einen Slip, eine Hose, die flachen Leinenschuhe, den dicken, grauen Pullover, sie riß auch eine gefütterte Jacke vom Bügel, drückte die Tür wieder auf und lief in das Zimmer, wo sie in die Jacke hineinschlüpfte.
»Wo ist er?«
»Noch drin.«
Sie nickte. »Das ist gut. Wir müssen ja an ihm vorbei, wenn wir zur Haustür wollen.«
»Und was machen wir dann?«
»Holen wir die Polizei!«
Der Junge nickte. Er wollte seiner Mutter so viel erklären, das mußte er auf später verschieben. Alles würde sich aufklären, wenn die Bestie tot war.
Sie mußte einfach sterben, sie mußte…
Da brach die Tür.
Beide hatten eine Idee zu lange gezögert, und das Grauen auf zwei Beinen war nicht mehr aufzuhalten. Till kam - es vor, als wäre er im Kino und würde auf der Leinwand eine zeitlich verzögerte Szene erleben. Zusammen mit den Splittern und Holzstücken segelte der Vampir aus dem Bad hinein in den Gang, wo er nicht mehr stoppen konnte und bis vor die gegenüberliegende Wand prallte.
Er bewegte seine wie aus Stahl hergestellten Arme hektisch, riß noch zwei Bilder herunter und wuchtete sich herum.
Mutter und Sohn wußten, daß ihnen der Weg zur Haustür versperrt war. Es gab nur noch eine Möglichkeit für sie. Durch das Schlafzimmerfenster nach draußen in den Garten und dort ein Versteck vor der Bestie finden.
Diesmal reagierte Till schnell. Er versetzte seiner Mutter einen Stoß, der sie von der Tür wegkatapultierte. Sie taumelte dem breiten Ehebett entgegen und fiel darauf.
Till wuchtete die Tür zu.
Er hörte ein schreckliches Geräusch vom Flur her und hatte noch die Nerven, den Schlüssel von innen umzudrehen, so daß der Unhold auch diese Tür erst aufbrechen mußte, was ihn wiederum Zeit kosten würde.
Wilma war durch den Schwung auf das Bett gefallen, hatte sich aber wieder hochwuchten können und lief bereits auf das Fenster zu. Der Robot-Vampir hämmerte wie ein Berserker vor die Tür, die seinen Schlägen noch standhielt.
Eisigkalte Luft wehte in das Zimmer. Die Temperaturen waren gesunken. Frost hatte sich in die Stadt hineingeschlichen und legte

eine dünne Eisdecke auf Pfützen und Lachen.

»Raus, raus, Till!« Wilma redete und handelte nur noch rein automatisch. Sie war nicht mehr in der Lage, über irgend etwas nachzudenken, sie wollte nur weg, wollte ihr und das Leben ihres Sohnes retten, der bereits auf der Fensterbank stand und einen Moment später nach unten sprang.

Er ging sofort zur Seite, schaute hoch zu seiner Mutter, die ebenfalls aus dem Fenster kletterte und keuchend neben ihrem Sohn im Garten landete.

»Komm, Till!«

Der Junge umfaßte die Hand seiner Mutter. Beide liefen vorbei an einem kleinen Anbau, in dem sie ihre Gartengeräte aufbewahrten.

Endlich sahen sie die Straße.

Hell und dunkel mischten sich. Die Laternen standen in bestimmten Abständen verteilt. Ihr Licht fiel auch in die Vorgärten der Siedlung hinein. Am Rand der Straße standen geparkte Wagen ebenso wie in den oft schmalen Carports und auch in den Garagen.

Im Sommer traf man sich oft am Abend auf der Straße, im Winter jedoch, wo es kalt und dunkel war, blieben die Bewohner der Siedlung häufiger in ihren Häusern.

Jetzt war Winter.

Nur Mutter und Sohn befanden sich im Freien und waren für einen Moment irritiert, denn weder Wilma noch Till wußten, wohin sie sich wenden sollten.

»Zu wem, Mum?«

»Zu den Brightons.«

»Gegenüber die?«

»Ja, da brennt Licht!«

»Ich mag sie nicht.«

»Das muß jetzt egal sein. Komm endlich!«

Sie wollte gehen, aber sie ging nicht, denn sie sah, daß ein Wagen in die schmale Siedlungsstraße eingebogen war. Die Glotzaugen der Scheinwerfer schimmerten wie weiße Augen, und der Fahrer lenkte sein Auto so langsam, daß es selbst hier auffiel, obwohl in der Straße nie besonders schnell gefahren wurde. Es sah so aus, als suchte er nach irgendeiner Hausnummer.

»Der hat bestimmt Helfer!«

Wilma nickte. Wenn sie jetzt über die Straße liefen, würden sie in das Licht der Scheinwerfer geraten, was sie auch nicht wollten, denn alles Fremde war ihnen suspekt.

Wilma Wesley drehte sich immer wieder um, weil sie damit rechnete, daß dieses Monster den gleichen Weg nahm wie sie.

Dann stoppte der Wagen.

»Mummy, die… die… wollen zu uns. Die haben vor unserem Haus

gehalten.«

Till hatte sich nicht geirrt. Der Wagen stand tatsächlich vor dem Haus der Wesleys. Die beiden Vordertüren schwangen auf. Ein Mann und eine Frau verließen das Auto und eilten mit langen Schritten durch den Vorgarten auf die Haustür zu.

»Und jetzt?« flüsterte Till.

Seine Mutter hob nur die Schultern. Auch sie war im Moment ratlos…

Hoffnung!

Es war das einzige Gefühl gewesen, an das wir uns geklammert hatten. Wir konnten wirklich nur hoffen, daß es die richtige Adresse war, ansonsten sah es böse aus.

Zum Glück waren die Häuser in dieser Siedlung auch an der Vorderseite beleuchtet.

Hausnummern waren leicht abzulesen.

»Nummer acht!« rief Glenda. »Nummer acht! Das ist es, John. Auf der linken Seite hier.«

»Wunderbar!«

Glenda schnallte sich bereits los, auch ich drückte auf den roten Knopf, und vor meinen Körper schoß der schwarze Gurt in die Höhe. Dann bremste ich.

Glenda war schneller als ich. Sie stieg zuerst aus. Ich hatte noch den Schlüssel abgezogen. Das Haus lag in einer völligen Ruhe vor uns. Nichts unterschied es von den anderen Häusern. In den Zimmern brannte Licht.

Wir hatten den Vorgarten rasch durcheilt und blieben auf der breiten Steinplatte vor der Tür stehen.

Da das Haus als Bungalow gebaut war, brauchte der Besucher keine Treppen zu steigen.

Ich sah die Klingel und schellte. Die Klingel im Haus war ziemlich laut, doch es öffnete niemand.

Glenda schaute mich an. »Sind sie nicht da?« fragte sie leise.

Ich hob die Schultern. »Sieht jedenfalls nicht so aus.«

»Was willst du tun? Einbrechen?«

Ich strich über mein Kinn. »Wahrscheinlich.«

»Wir können uns ja zuvor an der Rückseite umschauen.«

»Gute Idee - komm.« Ich drehte mich, hielt dabei Glendas Arm und drehte sie mit.

Nach dem ersten Schritt schon hatten wir die Platte verlassen, kamen aber nicht mehr dazu, weiterzugehen, denn eine Frau sprach uns an.

»Sie wollten zu uns?«

Ich blieb stehen. Beide schauten wir nach rechts. Dicht an der Hauswand standen die beiden Gestalten. Eine Frau und ein Junge - Mutter und Sohn?

»Ja«, entgegnete Glenda, »zu Till Wesley.«
Der Junge trat einen kleinen Schritt vor. »Das bin ich.«
»Aha.«
»Und was wollen Sie von meinem Sohn?«
Diesmal antwortete ich. »Es geht um ein Problem, Mrs. Wesley. Sie sind doch die Mutter?«
»Ja, die bin ich.«
»Gut, es geht um das Problem, daß wir jemand…«
Till war schneller. »Um den Killer?« Seine Stimme zitterte diesmal noch stärker.
»Richtig.«
»Der ist im Haus!«

***

Ob wir damit gerechnet hatten oder nicht, war jetzt egal. Jedenfalls standen wir am Ziel, und ich merkte, daß Glenda neben mir aufatmete. Ich ließ sie stehen und war bei Till, der mich anschaute, Furcht in den Augen, das war zu sehen.
»Er ist im Haus, sagst du?«
»Ja, und er wollte mich töten. Mich und meine Mutter.«
»Wer sind Sie eigentlich?« fragte Wilma Wesley.
»Scotland Yard.«
»Ein Glück«, reagierte sie erleichtert.
Ich nickte dem Jungen zu. »Du hast ihn also gesehen. Er ist noch in eurem Haus. Er hat es nicht geschafft, euch zu töten. Bitte, wie seid ihr geflohen?«
»Durch das Fenster hinten.«
»Steht es noch offen?«
»Ja.«
»Gut, dann werde ich hineinklettern, oder habt ihr einen Haustürschlüssel?«
»Nein.«
Die Antwort reichte mir. Ich war schon auf dem Weg und kaum um die Hausecke verschwunden, als ich die laute Stimme der besorgten Mutter noch vernahm. »Bitte, Till, bleib hier. Du weißt, wie gefährlich das Monstrum ist.«
»Nein, Mum. Ich will es zurückhaben.«
Was er damit meinte, wußte ich nicht. Der Junge hatte mich auch schnell erreicht, weil ich an der Hausecke stehengeblieben war. »Er hat bestimmt die Tür aufgebrochen und ist schon am Fenster oder schleicht durch den Garten.«
»Das werden wir gleich sehen, Till. Es ist trotzdem besser, wenn du auf deine Mutter hörst und bei ihr bleibst. Um den Killer kümmere ich mich schon.«

»Ich paß schon auf. Ich habe ihn auch geholt.«
»Wie - du?«
»Ja.«
»Erzähle.«
»Durch eine CD-ROM. Er ist aus dem Programm gekommen und lebt jetzt. So ist es gewesen.«
Da hatte ich also die Bestätigung erhalten, nickte, was wiederum Till verwunderte. »Du… du… glaubst mir?«
»Warum nicht?«
»Aber das kann man nicht begreifen.«
»Ich vielleicht schon.« Während Till erzählte, hatte ich mit meinen Blicken den Garten durchstreift.
Obwohl es dunkel war und auch keine Laternen brannten, wäre mir schon aufgefallen, wenn jemand durch das Gelände geschlichen wäre.
Das war nicht der Fall gewesen, und so ging ich davon aus, daß er sich noch im Haus befand.
An der Wand entlang bewegten wir uns auf das offene Schlafzimmerfenster zu. Wir waren sehr vorsichtig, versuchten jegliche Geräusche zu vermeiden, weil das Monstrum nicht gewarnt werden sollte. Auch Till hielt den Mund. Er zitterte still vor sich hin. Er sah auch, wie ich meine Beretta zog, sagte aber kein Wort.
Direkt neben dem Fenster blieben wir stehen. Wenn jemand hinausschaute, dann mußte er sich schon weit vorbeugen und drehen, um uns zu entdecken. Es gab keinen, der nach draußen schaute, und die Stille hüllte uns auch weiterhin ein.
»Der ist bestimmt nicht verschwunden!« flüsterte Till direkt neben mir. »Das glaube ich einfach nicht.«
»Ich auch nicht.«
Wir lauschten.
Nichts war zu hören.
»Willst du hineinklettern?«
»Ja.«
Sekunden später hangelte ich mich bereits in die Höhe. Ich hatte die Arme ausgestreckt und die Fensterbank umfaßt. Mit den Füßen stemmte ich mich an der Hauswand ab. Sie war mit Rauhputz bedeckt, so daß ich einigermaßen Halt fand.
Im Zimmer brannte Licht, und mir fiel besonders die zerstörte Tür auf. Till und seine Mutter hatten sie bestimmt nicht aufgebrochen, da mußte der Killer gewütet haben.
Ich stand wenig später zwischen Bett und Fenster. Noch immer gab es keinen, der mich angriff.
Auch nicht aus dem Ankleideschrank, dessen Türen offenstanden.
Nicht ein Geräusch war zu hören, abgesehen von meinem eigenen Atem. Stille…

Auch der Junge kletterte mir nach. Da ich ihn nicht zurückscheuchte, stand er bald neben mir und schaute sich um.

»Wie groß ist euer Haus?« fragte ich leise.

»Geht so.«

»Hat es einen Keller?«

»Nein.«

»Noch eine Frage. Du hast von einer CD-ROM gesprochen. Wo hast du sie gekauft?«

»Überhaupt nicht.«

»Bitte? - Etwa gestohlen?«

»Nein, nein, das auch nicht. Ich… ich… habe sie geschenkt bekommen.«

»Von wem?«

»Keine Ahnung. Ein Mann hat sie mir gegeben. Es… es war ein Fremder für mich.«

Ich lachte leise auf. »Ein fremder Mann also. Kannst du ihn beschreiben?«

Till schüttelte den Kopf. »Das geht nicht. Er hat sie mir einfach in die Hand gedrückt. Das war, ja, das war auf einem Weihnachtsmarkt in der City. Er tauchte aus dem Gewühl auf. Ich stand neben einer Bude mit CDs, und da hat er mich erwischt.«

»Hatte die Aufnahme einen Titel?«

»Nein, aber er hat mir gesagt, daß sie etwas Besonderes ist, und das war sie ja auch.«

»Kannst du laut sagen, Till.«

»Da war nur das Monster zu sehen. Zuerst jedenfalls«, erzählte er mir leise, während ich auf die offene Tür zuging. »Später ist dann noch jemand gekommen, nachdem das Monster verschwunden war. Ich… ich… glaube, der hat diese Frau geholt.«

»Eine Frau also?«

»Ja.« Der Junge nickte heftig. »Wie sah sie aus?«

In dünnen Sätzen fing er an, sie zu beschreiben, und ich wußte, daß es Britt Owens gewesen war.

Die Tür hatte ich mittlerweile erreicht, blieb neben ihr stehen und beugte mich so weit vor, daß ich in den Flur hineinschauen konnte.

Er war leer.

Licht brannte zwar, auf dem Boden lagen zwei Bilder, auch die Reste der Badezimmertür und dicht vor meinen Füßen die Splitter der aufgebrochenen Schlafzimmertür.

Es war so etwas wie der letzte Beweis für mich. In diesem Haus hatte sich ein Eindringling aufgehalten. Oder war er nicht da?

Ich wandte mich an Till. »Wo könnte er denn stecken?« flüsterte ich ihm zu.

»Das habe ich mich auch gefragt.«

»Und?«
»In meinem Zimmer.«
»Warum das?«
»Dort steht der Computer.«
Natürlich, der Junge hatte recht gehabt. Dort stand der Computer, und ein derartiges Gerät brauchte man, um mit einer CD-ROM umgehen zu können. »Ja, das denke ich mir auch.«
»Es ist nicht weit von hier. Da, die Tür.«
Sie war die letzte im Gang und lag dem Schlafzimmer schräg gegenüber. Im Gegensatz zu den anderen beiden Türen war sie nicht aufgebrochen. Sie präsentierte sich heil und normal.
»Gut, Till.«
»Wollen Sie hin?«
»Ja.«
»Und ich?«
»Du bleibst erst mal zurück.«
»Aber was ist, wenn ich den Computer einschalten muß?«
»Das schaffe ich auch.«
»Können Sie denn damit umgehen?«
»Gute Frage.« Die Antwort ließ ich offen und huschte auf leisen Sohlen auf das Ziel zu. Ich hatte das Kreuz offen vor meiner Brust liegen und spürte am Hals die Kühle der schmalen Silberkette.
Dicht vor der Tür blieb ich stehen und lauschte an der Tür.
Niemand sprach hinter der Tür. Stille, keine Stimmen, aber auch keine Geräusche. Allerdings brannte Licht. Ich sah es, als ich einen Blick nach unten warf. Ein schwacher Schein sickerte unter dem Spalt hervor. Ein Schlüssel steckte von außen nicht. Gewartet hatte ich lange genug, jetzt war die Zeit gekommen, um zu handeln.
Blitzschnell drückte ich die Türklinke herunter und schob die Tür auf.
Neben dem Computer brannte Licht. Ich sah ihn sofort, und mir fiel auf, daß das Gerät nicht eingeschaltet war. Der Bildschirm war dunkel.
Und der Killer? Wo steckte er?
Noch an der Tür stehend schaute ich mich um, sah ihn aber nicht und hatte trotzdem den Eindruck, nicht allein zu sein, als ich die ersten kleinen Schritte in das Zimmer hineinging.
Wo, zum Henker, steckte der Killer?
Das Bett hob sich schwach ab. Da lag er auch nicht. Der Schrank war zu schmal, um sich dort verstecken zu können. Blieb als einzige Möglichkeit der Computer und damit das Programm, in das er möglicherweise wieder hineingefahren war.
Warum wollte ich nicht daran glauben? Weil ich einfach meinte, ihn in der Nähe zu wissen.

Ein Versuch würde alles ändern.
Bevor ich mich setzte, um den Computer einzuschalten, warf ich einen Blick über meine Schulter.
In der Tür stand Till Wesley. Seine Gestalt malte sich dort ab, wie ein starrer Umriß.
Ich lächelte ihm zu, er lächelte zurück, wobei seine Lippen nur mehr zuckten.
»Der Knopf ist rechts, Mister.«
»Danke.«
Ich hatte ihn schon entdeckt, drückte das kleine Rechteck nach unten - und hörte, wie das Gerät Saft bekam, denn ein leises Summen war zu hören. Vor mir erhellte sich der Bildschirm. Vögel zogen darüber hinweg. Dann erfolgte eine Aufforderung, das entsprechende Menü zu wählen, und ich wollte es tun, als ich plötzlich den Schrei des Jungen hörte.
Da war schon alles anders!

***

Ich fuhr nicht mit dem Stuhl zurück, ich rammte ihn nach hinten und warf mich dabei zur Seite, um wegzukommen von diesem hinderlichen Möbelstück. Ich landete auf dem Boden, und sah den Schatten, der von der Decke raste wie ein riesiger, stählerner Vogel, versehen mit einem runden Kopf, spitzen Ohren, kalten Augen und einem Maul, in dem die Reißzähne auffielen wie bei einem Raubtier.
Er prallte gegen den Drehstuhl, krachte auch mit einer Seite gegen die Anlage, so daß der Monitor gefährlich schwankte, aber dafür hatte er keinen Sinn.
Er wollte mich.
Der Robot-Vampir stürzte vor. Nahe, sehr nahe sogar sah ich ihn vor mir. Ein furchtbares Geschöpf mit grausamen Augen, ein Stück aus dem Computer, nicht lebend, aber trotzdem von einem bösen Leben oder einer grausamen Kraft erfüllt, gepaart mit einem schrecklichen Vernichtungswillen.
Wenn mich seine Pranken erwischten, würden sie mich zerreißen, mir die Haut vom Körper fetzen, mich zerstückeln wollen, und es sah so aus, als könnte ich ihnen nicht entwischen.
Aber da war mein Kreuz.
Es lag auf der Brust, und der Robot-Vampir - mochte er auch so modern oder außergewöhnlich sein, wie er wollte - es war etwas da, das seit Urzeiten Bestand hatte.
Die Kraft des Guten.
Und die schleuderte ihn zurück.
Er griff mich nicht an. Dafür wuchtete er sich hoch, und ich hörte Schreie aus seinem Maul dringen, die künstlich klangen, wie durch

eine Elektronik geschaffen.

Bevor ich noch auf die Füße kommen konnte, huschte Till Wesley in den Raum. Er kümmerte sich nicht um das Monster, sondern sprang auf seinen Computer zu.

Was er dort genau machte, sah ich nicht, aber auf dem Monitor zeigte sich die Veränderung.

Das Bild der CD-ROM erschien.

Ein Zimmer mit verschiedenen Türen, ein Bett, ein Schrank, der Beginn dieses Spiels, das so täuschend echt war und eine neue Realität schuf, die neben der alten lebte, wobei sich beide nichts taten.

»Zurück!« brüllte der Junge. »Geh wieder in dein verdammtes Programm zurück, du Mörder!«

Die Energie oder Kraft blieb nicht allein auf den Computer beschränkt. Sie weitete sich aus und erfaßte auch den außenstehenden Robot- oder CD-ROM-Vampir.

Er war nicht mehr Herr seiner Sinne. Er konnte sich nicht selbst kontrollieren. Ich hörte den Wind und wurde daran erinnert, ihn schon zweimal erlebt zu haben. Der Wirbel packte das Monster. Er würde ihn zurück in das Programm zerren, aber das war nicht Sinn der Sache. Wenn er darin verschwunden war, konnte er auch immer erscheinen, und das mußte verhindert werden.

Ich schaffte es nicht mehr.

Er war schneller als ich, huschte an mir vorbei. Der Wind pfiff noch in meine Ohren hinein, und einen winzigen Moment später turnte die Gestalt über den Monitor. Sie verschwand in dem Raum, und sie reagierte jetzt so, wie der Junge es wollte.

Er stand vor seinem Spielzeug und arbeitete mit der Maus. Auf dem Schirm zeichnete sich die kleinere Maus ab, und sie war dabei den Killer zu jagen.

Er konnte mit ihm spielen. Im Augenblick war er nicht mehr als eine Figur, was auch der Junge wußte, denn Till stand nicht ruhig davor. Er schrie, er schimpfte, er tobte sich an dem Killer aus, der keiner mehr war.

Ich zerrte ihn weg.

»Nein, Mister…«

»Wir müssen ihn zerstören!«

»Ich versuche es doch!«

»Es wird dir nicht gelingen!«

»Wissen Sie denn…«

»Ja, ich weiß es.«

»Und?«

»Hol die verdammte CD-ROM aus dem Laufwerk.«

»Und dann?«

»Hol sie!«

Ich hatte den Jungen hart angefahren. Es war die einzige Möglichkeit, ans Ziel zu gelangen. Zum Glück gehorchte Till. Er holte die CD-ROM hervor und hielt sie mir hin.

»Wollen Sie die zertreten?«

»Nein, das will ich nicht.«

»Was dann?«

»Auf meine Art zerstören.«

Ich legte sie auf die Sitzfläche des Stuhls und zückte mein Kreuz. Okay, es war nicht das Allheilmittel, in diesem Fall aber mußte es helfen.

Ich war auch bereit, die Formel zu sprechen, doch dazu kam es nicht mehr. Kaum lag das Kreuz auf diesem verfluchten Gegenstand, als Till und ich erschreckt zur Seite sprangen, weil wir das Zischen, Knistern und Knacken hörten. Hinzu kam das Licht, das wie Feuer wirkte und die CD-ROM innerhalb kürzester Zeit zusammenschmelzen ließ.

Sie war nicht mehr als ein dunkler Klumpen und würde keine Monstren mehr in die Realität entlassen können. Mir tat es nur leid um Britt Owens, die wir nicht hatten retten können.

Ich lächelte dem Jungen zu, weil alles vorbei war, und ich wunderte mich, daß er nicht zurücklächelte. Statt dessen schaute er an mir vorbei, seine Augen zeigten den Ausdruck der Überraschung, und er brachte die Worte nur stockend hervor.

»Da… da… hinter Ihnen auf dem Schirm. Das Gesicht. Das war der Mann, der mir…«

Ich hörte das nächste Wort nicht mehr, weil ich schon herumwirbelte. Auf dem Monitor malte sich tatsächlich ein Gesicht ab. Aber es war bereits im Begriff zu verschwinden.

Dennoch erkannte ich es.

»Mallmann!« keuchte ich voller Wut. »Dracula II…«

Seine Fratze verschwand, ohne daß er geantwortet hatte. Sie löste sich einfach auf und wurde eins mit dem Grauschwarz des Monitors.

»Haben Sie ihn gesehen, Mister?«

Ich legte Till eine Hand auf die Schulter. »Ja, ich habe ihn noch gesehen.«

»Was sagen Sie?«

»Weißt du, Till, ich kenne ihn sogar sehr gut. Er gehört nicht zu uns Menschen. Er ist eine schreckliche und böse Person, die in einer anderen Welt lebt und von dort aus versucht, Macht zu gewinnen. Er erfindet immer wieder etwas Neues. Diesmal hat er Pech gehabt.«

»Ja, ich glaube, ich verstehe. Und was ist beim nächstenmal, Mister?«

»Ich heiße übrigens John Sinclair.«

»Gut, aber…«

»Er wird es immer versuchen, Till, und ich werde immer gegen ihn kämpfen. So sieht es aus.«

»Wer wird denn gewinnen?«

Da lachte ich und fragte ihn: »Haben wir denn nicht gewonnen, mein Freund?«

Er überlegte und lachte auch. »Wenn man es so sieht, dann ja.«

»Was willst du mehr?«

***

Wilma Wesley war froh, ihren Sohn gesund in die Arme schließen zu können, und auch Glenda umarmte mich, als hätten wir uns lange nicht gesehen. »Was ist denn gewesen?« fragte sie.

»Ich erzähle es dir später. Erst mal brauche ich einen Kaffee, dazu einen weichen Whisky und ein Telefon.«

»Sie können alles bei mir bekommen, Mr. Sinclair.«

»Und das habe ich auch gewußt, Mrs. Wesley…«

ENDE